

# Kulturhistorische Studien zur schweizerischen Pferdezucht

Von

Prof. Dr. J. Ulrich Duerst

Verlag der Schweizerischen Landwirtschaftlichen Monatshefte  
Benteli A.-G., Bern-Bümpliz



In der nachfolgenden Studie will ich versuchen, nun auch die historische Entwicklung der Pferdezucht in der Schweiz in kurzen Umrissen zu zeichnen. Da das Material quantitativ und qualitativ reicher ist als für das Rind, erscheint es nötig, einige Worte über die Glaubwürdigkeit voranzuschicken, weil gar manches bei meinen nachfolgenden Untersuchungen anders aussieht, als man nach den bisherigen Überlieferungen anzunehmen geneigt war. Ich bemerke, daß ich mich für die ältesten Zeiten im wesentlichen auf Knochenfunde stütze, die ich selbst untersuchte oder die von absolut zuverlässigen Autoren untersucht worden sind, wobei ich mir erlaube, aus meiner hippologischen Erfahrung einiges anders auszulegen, als dies von den bearbeitenden Nichtspezialisten in Pferdefragen getan wurde. Archäologische Dokumente habe ich für die spätere Zeit nur dann herbeigezogen, wenn auch aus anderen Gründen die durch sie beleuchteten Tatsachen schon in den Bereich der Möglichkeit gerückt waren. Vom 15. Jahrhundert an stütze ich mich fast ausschließlich nur auf die Urkunden der Staatsarchive. Ich bin hier in erster Linie dem bernischen Staatsarchivar G. Kurz, dem eidgen. Bundesarchivar Prof. Dr. H. Türler sowie den Herren Staatsarchivaren von Luzern und Glarus zu aufrichtigem Danke für ihre Hilfe verpflichtet. Ich habe fast alle benützten Akten persönlich eingesehen, kopiert und sodann interpretiert, gestützt auf genaues Studium der jeweiligen politischen Konstellationen sowie der Familienverhältnisse der Urkundenverfasser, wenn dies für die Herkunft von Pferden bei Anfäufen von Bedeutung sein konnte. Nur eine kleinere Zahl von Akten, meistens aus neuerer Zeit, überließ mir in verdankenswerter Weise Herr H. Rittmeyer, diplom. Landwirt, der unter meiner Leitung diese Akten gesammelt und bearbeitet hat.

Den bisher verbreiteten Sagen und Traditionen über unsere Pferde wurde soweit als möglich nachgegangen und deren Verbreiter, sofern diese noch unter uns weilen, gebeten, die Art ihrer Beweise namhaft machen und vorlegen zu wollen. Denn, wie schon Pater O. Ringholz in seiner „Geschichte der Pferdezeit des Stiftes Einsiedeln“ für die von Strüby und Schneebeli seinerzeit publizierte Sage von den Hengsten des Herzogs Alba in den Klöstern Bellelay und Einsiedeln zeigte, liegt dieser, wie ähnlichen Erzählungen, eine ganz

andere, meist geringfügige Tatsache aus späterer Zeit zu Grunde, die die Volkspheantasie ausgeschmückt und zurückdatiert hat.

Ob ich alles und jedes bis heute vorhandene Material gesehen habe, ist fraglich, obwohl ich mich lange Jahre mit Sammeln redlich bemühte. Vermutlich enthalten auch die Hand- und Rechnungsbücher der Fürstbischöfe von Basel immer noch manche Angaben über Pferdeanschaffungen unter der gewaltigen Menge anderer Ausgabennotierungen, die mir sehr wohl entgangen sein können, da das Studium der oft recht schlecht leserlichen, an sich schon schwer entzifferbaren Handschriften des 15. Jahrhunderts mir nur die auffallendsten beim Durchblättern der Bücher gesehenen Angaben auf wortgetreueste zu kopieren gestattete, deren Bedeutung, nachdem einmal auf diese Weise die wichtigsten Tatsachen erkannt worden waren, mit der ständigen Wiederholung gleicher Fakta sich verringerte und dem großen Zeitaufwand dieses Studiums nicht mehr entsprach. Es fehlen sodann die meisten Hausbücher von Bellelay; vollständig erhalten sind nur diejenigen des 34. Abtes, Jean Pierre Cuénat (1637—1666), die aber gerade aus der Schwedenzeit stammen und das Stift damals völlig an Rossen geplündert war. Immerhin gestattet das Pruntrut Material genügend, sich über die Pferdezeit von Bellelay zu orientieren, die bisher durchaus fälschlich als eine fast so bedeutende wie diejenige von Einsiedeln betrachtet worden ist.

Natürlich konnte hier, mit Rücksicht auf Zweck und Umfang dieser Zeitschrift, nur ein ganz geringer Teil des riesigen Materiales zitiert und eingehend berücksichtigt werden; durchgesehen und in den Schlüssen beachtet habe ich alles, aber für die einzelnen Tatsachen jeweils nur die besten Quellen zitiert. Alle nicht genauer bezeichneten Aktenstücke liegen in den erwähnten Staatsarchiven; Bücher und andere Quellen sind ganz kurz in Klammer näher bezeichnet.

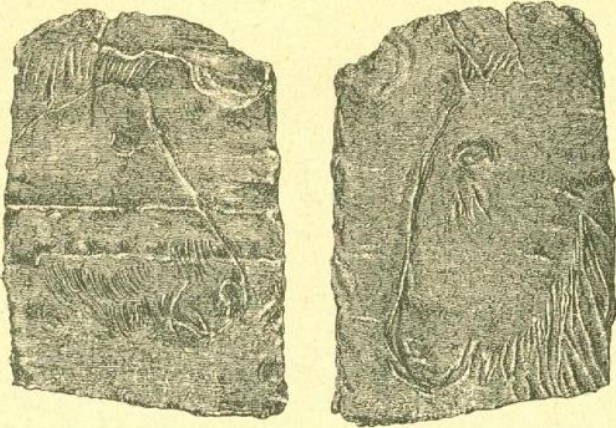
Alles in allem hoffe ich ein auf die bisher bekannt gewordenen Quellen aufgebautes, absolut zuverlässiges und zugleich auf kritischer Nachprüfung der Möglichkeit jeden Sakkums beruhendes Bild geben zu können, das allerdings für die ältesten Zeiten etwas weniger scharf ist, jedoch vom 15. Jahrhundert an zunehmende historische Präzision besitzt.

Wie in den kulturhistorischen Studien zur Rindviehzucht\*) erwähnt wurde, treffen wir die ersten Spuren des Menschen bei uns zur Renntierzeit an, die durch die Funde vom Schweizersbild und dem nahe gelegenen Reßlerloche bei Thayngen erläutert wird. Neben Renntieren, Schneehasen, Schneehühnern, Murmeltieren, Eisfüchsen, Vielfraßen, Luchsen und Wölfen finden sich auch Wildpferde. Das Reßlerloch ist der älteste Fundort, weil dort noch Mammuth- und Rhinocerosjäger lebten und Steppen- und Tundrentiere daselbst gemischt vorkommen. Doch schon Rittmeyer erwähnte, daß dort Renntier und Pferd, Schneehase und Schneehuhn derart massenhaft vertreten waren, daß sie gewiß die bevorzugten, wohl

\*) Kulturhistorische Studien zur schweizerischen Rindviehzucht, von Prof. Dr. J. U. Duerst, Verlag der Schweizerischen Landwirtschaftlichen Monatshefte, Benteli A.-G., Bern-Bümpliz.

besser, die häufigst vorkommenden Jagdtiere des damaligen Menschen gewesen sein müssen. Prof. Hescheler gibt exakte Zusammenstellungen der Variationsbreiten der dort gefundenen Knochen des Pferdes und kommt zur Überzeugung, daß das Skelett dieser Tiere im wesentlichen mit dem Solutropferde übereinstimme, hingegen schlanker und kleiner sei, als das von Pferden aus norddeutschen Diluvialablagerungen. Der Kopf hingegen sei ebenso schwer wie bei jenen mit sehr langer Zahnreihe, hohen plumpen Kiefern, großen Schneidezähnen und daher breiter Schnauze. Er illustriert dies durch Publikation (Denkschr. Schw. Nat. Ges. 07.) des Zwischenkiefers einer ca. 8 jährigen Stute mit auffallenden Breitenmaßen. Diese Schädelmerkmale sind genau solche, wie wir sie beim heutigen Wildpferde (*Equus Przewalskii*, Poljakoff) antreffen und wie sie auch Zeichnungen der damaligen Künst-





Zeichnungen von Köpfen des damaligen Wildpferdes auf Schieferlohlenplättchen aus dem Keflerloche. (Nach Rüttimeyer, Veränderungen usw.)

ler vom Keflerloche noch verewigt haben. Prof. Studer bemerkte seinerzeit über das Wildpferd von Schweizersbild, daß es ein mittelgroßes Tier, kleiner als das Solutrépferd gewesen sei, aber gleich im Typus, mit ziemlich plumpen Extremitäten und dickem Kopfe.

Hippologisch muß gesagt werden, daß eine genaue Höhenangabe einer dieser Pferdearten durchaus nicht zuverlässig, sondern stets nur sehr approximativ zu berechnen ist. Es ergibt sich aus meinen vergleichenden biometrischen Messungen an Tausenden von Pferden, daß die Pferdehöhe nicht aus der Länge einzelner Röhrenknochen bestimmt werden kann, wie dies versucht worden ist. Selbst bei der Rekonstruktion ganzer Extremitäten, wie ich dies z. B. für das Germanenpony und neuerdings für das Witzwiler Römerpferd machen konnte, ist immer die Winkelung der Knochen auch dann noch ein unbekannter Faktor. Ich habe durch meine Messungen gezeigt, daß je nach Rasse, Familie, Leistung und Gewicht der Pferde das prozentualische Verhältnis der Röhrenknochen zueinander schwankt, und daß die Winkel dann erst von diesen Knochenlängen sowie dem Körpergewichte und der maximalen Bewegungsleistung abhängen und sich demgemäß einstellen. Daher ist es unbedingt zu weit gegangen, wenn man aus geringen Abweichungen in Knochenlängen und -breiten auf eine andere „Art“ oder „Unterart“ schließen will. Mangelhaftes Futter in der Jugend, infolge davon leichter Körper und relativ steilere Fesselstellung, weibliches Geschlecht, harter Boden usw. veranlassen relatives Schlankerwerden der Knochen. Schweres Gewicht, weiche Fesselung, weicher Boden, männliches Geschlecht hingegen relative Verbreiterung der Knochen durch Vermittlung der Sehnen. Ich gedenke in einer späteren Abhandlung diese Varia-

tion der Extremitätenknochen von der Jugend bis zum Alter bei Tieren ein und derselben Zucht und blutverwandten Stammes zu zeigen. Ich konnte im eigenen Stalle durch bloße Futteränderung bei zwei Geschwistern die Größe der Tiere wie die respektiven Knochenlängen und Breiten um ein Fünftel verringern.

Daher läßt sich auf Grund von Mischfunden von Knochen, die also nicht ein und demselben Individuum angehören, keine unbedingt zuverlässige Angabe über Widerristhöhe der betreffenden Tiere machen, und deshalb stelle ich fest: es spricht gar nichts dagegen, daß nicht das Wildpferd von Schweizersbild und dem Keflerloch mit demjenigen von Solutré vollkommen übereinstimmte, jedoch eine etwas dünnfüßigere Form darstellte als das Wildpferd aus norddeutschen Ablagerungen. Im groben und schweren Kopfe entsprechen sie einander vollständig.

Nach dem montierten Skelette von Solutré im Museum von Lyon dürfte die Widerristhöhe approximativ auf 118—125 cm anzunehmen sein, was auch schön mit den Angaben von Salensky über das *Equus Przewalskii* übereinstimmt, von dem der Hengst 124 cm maß, ein zweites Tier 120 cm, bei andern aber bis 130 cm festzustellen sind.

Von diesem Wildpferde haben wir zahlreiche Darstellungen sowohl aus der Schweiz wie von Frankreich und Spanien, die zumeist den Höhlenforschungen Breuils und seiner Mitarbeiter zu verdanken sind. Ich gebe hier eines der besten Bilder wieder, das mir Kollege Breuil zur Verfügung stellte. Es stammt von La Mairie und stellt das Wildpferd im Sommerkleide dar. Auch Darstellungen im Winterhaar wie die nebenstehende haben wir mehrfach. Ihre Übereinstimmung mit dem Connemara pony von Prof. Ewart in Edinburgh ist eine auffallende.

Seit den Zeiten von Schweizersbild vergehen einige Jahrtausende. Die Jägervölker und Höhlen-



Der Versuch einer Rekonstruktion des Pferdes von Solutré nach dem Skelette von Lyon. Ausgestellt von Prof. Duerst, Landesausstellung 1914

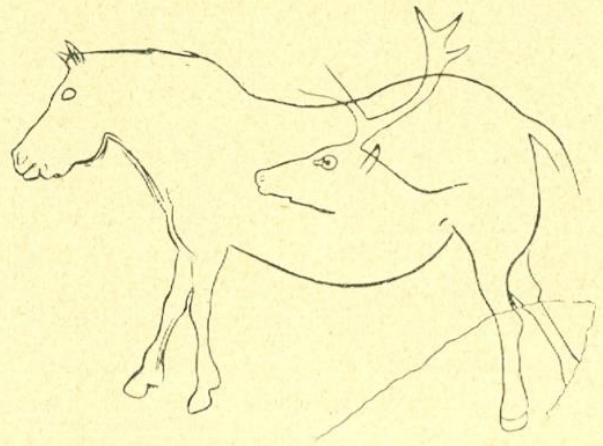


bewohner verschwinden, die Pfahlbauer siedeln sich an. Im Seengebiete entstehen Wasserdörfer, entweder auf eingerammten Pfahlrosten oder in Mösern mit niedrigem Wasserstand auch auf einem zwischen Pfählen als sog. „Pfadwerkbau“ schwimmenden Floße.

Wir sind in der neolithischen Zeit. Nur Steinwerkzeuge kennen die Pfahlbauer. Kein Zweifel kann bestehen, daß das Pferd im Neolithikum der Pfahlbauten nicht als Haustier in Betracht kommt. (Hescheler 1924, pg. 247.)

Unter den Küchenresten findet sich hier und da wohl ein einsamer Pferdeknochen wie in Wauwil, Moosseedorf, Wangen, Kobenhäusen, Meilen, Concise usw. Aber man hat es wohl richtig so gedeutet, daß in diesen Zeiten das Wildpferd sich noch als selten gewordenes Wild im Seengebiete fand, während aus Stüders Untersuchung der Funde von Schweizersbild in der neolithischen Kulturschicht hervorgeht, daß dieses Tier im hercynischen Walde, der an das Schweizersbild grenzte, noch häufig war.

Wiederum vergehen Jahrhunderte, wenn nicht ein Jahrtausend, und es beginnen nunmehr durch den Handel, der sich durch Hausierer seit den ältesten Zeiten ausbreitete, Metallgegenstände in die Schweiz eingeführt zu werden. Die Hausierer, die dieses Metall brachten, waren teils selbst dem illyrischen Völkerstamme angehörig oder standen mit diesem, der im heutigen Jugoslawien und Böhmen wohnte, in kommerziellem Verkehr. Sie brachten zunächst Kupfer ins Land, das von den Mittelmeergebieten und namentlich von Zypern zu uns kam, wo die größte Kupferindustrie des Altertums existierte. Hier sowie in Kreta und Ägypten fand sich frühzeitig das Kupfer, und seine Verbreitung erfolgte sowohl längs des Laufes der Donau in die

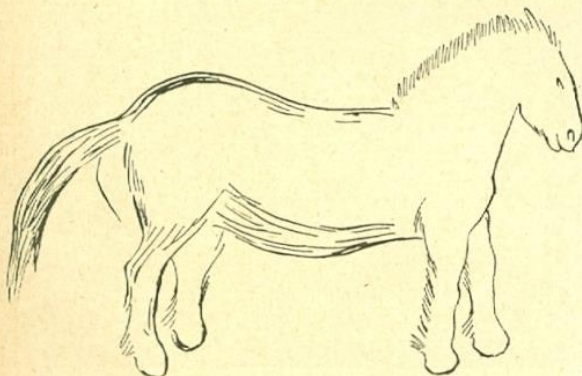


Wildpferd im Sommerhaar. Zeichnung aus der Höhle von La Mairie (Dordogne), nach Breuil

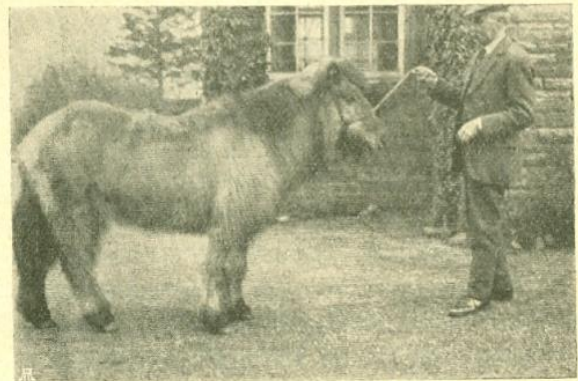
heutige Schweiz als auch längs der Rhone und Saone. Beweise hierfür sind u. a. der in der Zihl gefundene Dolch mit Mittelrippen und das 3 Kilo schwere Kupferbeil von Lüscherz, beide sicher von zypriischer Arbeit.

Plötzlich aber, um die Mitte des 2. Jahrtausends vor Christus, brachten andere Händler oder von Osten her eindringende dolichocephale (langköpfige) Einwanderer auf der gleichen Handelsstraße ein neues Metall in Form von Schmuck und Waffen herbei. Es war dies die Bronze, eine Legierung von Kupfer und Zinn, die erstmals in Zentralasien erprobt und hergestellt worden sein soll, und in Ungarn besonders verbreitet war.

Diese Händler kamen wohl mit Saumpferden an, die den Vorrat trugen, mit zahmen Pferden, die in den Siedelungen der Schweiz sicher eine grenzenlose Bewunderung erregten. Immer häufiger kamen die Pferde durch Handel, Einwanderung und Raubzüge ins Land, da die östlichen



Wildpferd im Winterhaar, fälschlich als „kaltblütiges Pferd“ bezeichnet, aus La Pastega (Spanien), nach Breuil



Connemara pony im Winterhaar, vorgeführt von Prof. J. Cosser Ewart in Ebinburg. (Originalaufnahme von Dr. Stihl.) In den Umrissen fast übereinstimmend mit nebenstehendem Wildpferd





Pferde auf der Gürtelschließe, von getriebenem Bronzeblech, aus dem Gräberfelde von Walsch. (Nach Much, Prähistorischer Atlas, 1889.) Bei beiden Reitern hängen die Süße bis unterhalb der Vordernie der Pferde

Länder Mitteleuropas, Ungarn und Böhmen, wie ich durch Unterweger zeigen ließ, schon früher diese gleichen Rasse besaßen. Bald werden auch solche Pferde von den damaligen Bewohnern der Schweiz gekauft worden sein, indem die Hausierer nach Absatz ihrer Waren wohl gerne ihre Saumtiere verkauft haben werden. Oft werden auch ohne Bezahlung Handänderungen stattgefunden haben. Fest steht nur, daß dieses aus dem Osten Europas kommende Pferd gegen 1500 v. Ch. bei uns als Haustier erstmals eingeführt wurde.

Das so hereingekommene Pferd war ganz anders als die vorbesprochenen Wildpferde. Meist höher als diese, im Mittel 139 cm hoch, war es von einer auffallenden Schlankheit der Röhrenknochen, daher auch hart und trocken in Sehnen und Beinen. Die Röhren sind kaum dicker als ein Mannesdaumen (2,4 cm) und entsprechend mit zierlichen Hufen ausgestattet. Auch der Kopf ist klein und schlank, etwa 50 cm im Mittel lang.

Einigermaßen brauchbare, gleichzeitliche Bilder von der Form und Größe dieses bronze- und eisenzeitlichen Pferdes besitzen wir in den Metallarbeiten des Bronzeimers (Situla) von Walsch (Krain), der Schwertscheide von Hallstatt und der bronzenen Gürtelschließe von Walsch, von welcher letzterer ich hier zwei Pferde abbilde, die ihre Formen und namentlich ihre geringe Körpergröße klar zeigen, da ja der Fuß des rechts befindlichen Reiters mit den Beinen fast den Boden berührt.

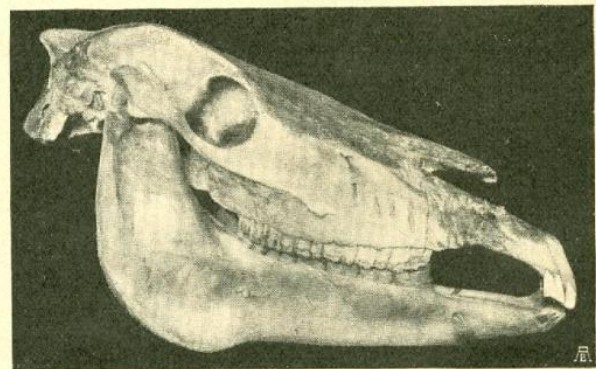
Ein typischer Vertreter ist bei uns in dem Pferd von Auvernier gegeben, dessen Schädel sich früher im Landesmuseum befand und den Rütimyer noch als „Esel“ bezeichnete, während ich ihn 1909 erstmals als „Pferd“ erkannte und beschrieb. Scherz, der diesen Schädel später auch stu-

dierte, scheint dies alles augenscheinlich nicht gewußt zu haben.

Die Haltung dieser Tiere war, wie jede tierzüchterische Bestrebung in der Pfahlbauzeit, äußerst primitiv. Selten kam es vor, daß einer der Besitzer seine Pferde bei sich im Stalle über dem Wasser hatte. Dies geschah nur in Zeiten, da man einen Überfall der Feinde fürchtete. Sonst aber weideten die Pferde frei mit den Rindern, Schafen, Ziegen und Schweinen der Ansiedlung in deren Umgebung. Meistens wurden sie mittelst Stricken gefesselt und zwar um ihre Vorderfüße (pedica, pastoria). Oft aber, wenn Wölfe und Bären in der Nähe waren, ließ man sie auch ganz frei laufen, indem man ihnen meistens eine Holzklapper oder eine Metallglocke um den Hals hängte, damit man sie leichter wieder finde.

Später noch wird der Diebstahl dieser Fußfessel oder der Schellen streng bestraft, wenn er den Verlust eines Pferdes zur Folge hatte. So mußte bei den Alemannen und Salischen Franken der Dieb die Pferde ersetzen (L. Sal. XXVII. 23). Bei den Burgundionen mußte bei Entwendung der Schelle als auch der Fessel eines Pferdes ebenfalls ein solches gleicher Güte wieder gegeben werden. Dies war die Strafe der Freien; der Leibeigene wurde geschlagen (L. Burg. IV. 5 u. 6.).

Derartig herrenlos gewordene Pferde verwilderten, und daher braucht es nicht Reste des alten Wildpferdes zu betreffen, wenn Strabo IV. 6 erwähnt „In den Alpen trifft man wilde Pferde“. Auch das Wort Ekkhard's in den um 1000 nach Chr. verfaßten St. Gallischen Speise-segnungen: „Möge des wilden Pferdes Fleisch süß beim Christuskreuz schmecken“ braucht sich nicht auf wirkliche Wildpferde zu beziehen, indem alle diese Leute, wie ich in einem späteren Kapitel noch



Schädel des Pferdes der Bronzezeit aus dem Pfahlbau von Auvernier. Der Schädel stimmt mit denen aus helvetischer Zeit überein

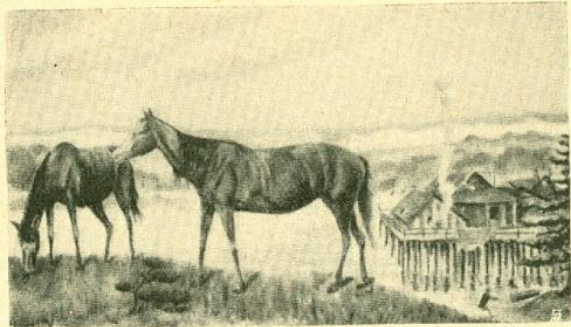


zeigen werde, herrenlose oder freilebende Pferdeherden als „wild“ bezeichneten, ohne dabei den Gedanken an eine „Spezies echter Wildpferde“ im Sinne heutiger Gelehrter zu haben. Wenn es zwar nicht ausgeschlossen ist, daß die erwähnten echten Wildpferde der Steppenzeit sich mit den frei im Walde lebenden Hauspferden paaren konnten, ist dies deshalb ziemlich unwahrscheinlich oder selten gewesen, weil die Hauspferde dieser Zeit sonst wohl etwas von den Körperformen dieser supponierten Eltern angenommen haben würden. Es ist aber immer, namentlich im Kopfe, ein auffallender Unterschied. Beim Germanenpferde jedoch trifft es nicht mehr zu, denn sein schwerer Kopf und die plumperen kurzen Glieder würden sehr wohl diese Annahme einer Bastardierung mit dem einheimischen Wildpferde wahrscheinlich machen.

Ums Jahr 800 v. Chr., in der Zeit, die wir die Hallstattperiode (800—400 v. Chr.) nennen, kam das Volk der Kelten bei uns an, die sich dann Helvetier nannten. Sie bewohnten nicht mehr Pfahlbauten, sondern Landsiedelungen und waren ein richtiges Reitervolk. Noch Strabo IV, 4 sagt im letzten Jahrhundert v. Chr.: „So streitbar alle Kelten sind, so sind sie doch bessere Reiter als Fußgänger, und aus ihnen besteht der beste Teil der römischen Reiterei“.

Der Münzstempel der tigurinischen Helvetier von Aventes zeigt auf dem Revers die Darstellung eines Wagens, der mit zwei Pferden bespannt ist, und die Münze des Orgetorix (Orgetorix) zeigt auf der Rückseite das Bild eines Pferdes, noch in der Zeit vor Vindicta (58 v. Chr.). Ja, die Helvetier hatten, wie die übrigen Kelten, sogar eine eigene Pferddegöttin, die die Römer später von ihnen übernahmen. Es war „Epona“, die in Rom erstmals von Juvenal erwähnt wird, und die dann das Christentum zur heiligen „Anna“, der Großmutter Christi, umgestaltete.

Die besten Funde dieses helvetischen Pferdes stammen aus der gegen 400 v. Chr. gegründeten Wasserburg am Ausflusse der Thielle aus dem Neuenburgersee „La Tène“ bei Marin. Hier standen stets Rosse in Bereitschaft, sowohl in keltischer als auch in römischer Zeit; denn von Kaiser Augustus (19 v. Chr.) bis zum Tode Trajans (117 n. Chr.), also 136 Jahre lang, war dort ein Detachement der 21. Legion, die in Vindonissa in Garnison lag, stationiert. Was nun das Aussehen dieses Pferdes angeht, so haben Marek und Schwarz die Knochen studiert, und ich habe es



Der Versuch der Rekonstruktion des helvetischen Pferdes an Hand der Kunde im Berner Museum. Ausgestellt Landesausstellung 1914. Der Hals ist etwas fehlerhaft dargestellt, indem die neuesten Resultate einen geraden aber wohl nie einen Hirschhals ergaben

in einer neuesten Arbeit (Naturf. Ges., Bern, 1923) mit den Pferdeknochen aus Römerzeit verglichen.

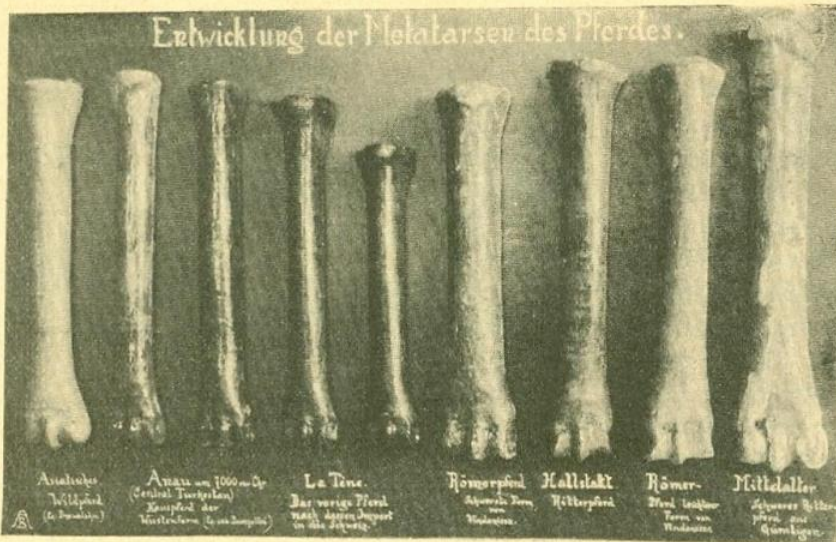
Danach können wir zur nachfolgenden Beschreibung kommen, die ich meiner, in den Fehlern des Typus etwas übertrieben akzentuierten Rekonstruktion dieser Tiere an Hand der reichen Sammlung des Berner Museums für die Landesausstellung von 1914 zugrunde legte.

Bei einer Widerristhöhe von 139 cm im Mittel war der Kopf des Keltenpferdes im Mittel 52 cm lang, das Profil öfters gerade, hie und da dagegen war Hecht- oder Hasenkopf vorhanden.

Der Hals war relativ kurz und die häufigste Halshaltung, die leicht nach der von mir angegebenen Methode aus der Richtung der Jugularisfortsätze des Schädels ermittelt werden kann, erscheint eine bloß wenig schräge, fast horizontale. Bei den uns vorliegenden Individuen kam jedenfalls nie Hirsch- oder Schwanenhals vor. Daraus ergibt sich, daß die Leute einerseits keine ebenen Flächen besaßen, auf denen die Tiere in schnellstem Laufe ungehindert einherjagen konnten und andererseits, daß den Reitern damals die hohe Schule noch unbekannt war, vielmehr die Pferde bei einer losen oder weichen Zügelführung ihren Weg genau studieren mußten, um ihn durch die Brüche und Moore, Wälder und Bergpässe zu finden.

Der Rumpf des Pferdes war lang und dies namentlich im Lendentheile, der wohl häufig bei alten Stuten eingesunken war infolge des Gewichtes des mit schwer verdaulichen Raufutterstoffen gefüllten Bauches plus dem Gewichte des Fohlens und Reiters. Aufgefundene Lendenwirbel zeigen Spuren davon. Die Kruppe war kurz und stark abschüssig. In einer älteren Studie (D. L. Tierz. 1909) gab ich den Winkel, den die obere Linie des Kreuzbeines mit dem Horizonte bildete, auf 25° an; dabei sind die Beckenknochen oft sehr





Größenvariation der Hinterröhrenbeine von Pferden aus verschiedenen vorgeschichtlichen und geschichtlichen Epochen. Die La Tène-Knochen sind die nach denen von Anau die schlanksten

schräg nach abwärts gerichtet, weshalb das betreffende Pferd bei der meist relativ hohen Beinlänge vielfach unterständig oder sogar säbelbeinig werden mußte, sofern die Kruppe nicht bedeutend überbaut, d. h. höher als der Widerrist war. Das Verhältnis der Distanz von Darmbeinschaufelrand bis zur Mitte der Hüftgelenkspfanne und von hier bis zum Sitzbein ist 61:39%, wie wir denn bei unsern heutigen Halbblutpferden im Mittel 63:37% finden, beim echten Araber sogar bloß 57:47%. Es war also unbedingt kein Galoppferd, sondern ein Schritt- und ein Trabgänger. Wenngleich die schlanken Glieder scheinbar für einen Galopper sprechen, sehen wir doch aus dem Verhältnis der einzelnen Röhrenknochen zueinander wiederum, daß es ein überwiegend Schritt- und Trabarbeit leistendes Tier war. So erkennen wir das Längenverhältnis des Hinterbeines mit 37 (Oberschenkel) : 35 (Unterschenkel) : 28 (Röhre plus Sprunggelenk) in prozentualischer Beteiligung. Eine derartige Korrelation finde ich nur bei den Skeletten der Ponies von Tongking, Indien, Sumatra, aber auch denen von Island und Schweden, nämlich 35 : 35 : 30. Beim Vorderarm ergibt sich ein Verhältnis aus den Mittelwerten aller Knochen von 30.1 (Oberarm) : 43.3 (Vorarm) : 26.6 (Röhre), was sehr schön dem an dem sehr großen Pferdmaterial meines Buches „Beurteilung des Pferdes“ ermittelten Mittelverhältnis von 30.03 : 43.43 : 26.52 entspricht, das sich bei den Pferden zu kombinierten Gebrauchszwecken findet.

Die merkwürdig schlanken Beine sind also auf Rechnung der Herkunft von den Wüstenpferden

Zentralasiens zu setzen, sowie auch auf die Wirkung des schweizerischen Klimas und Bodens, die sich bei allen später importierten Pferden zeigt. Ich habe von dem Lößboden des Tumulus von Anau (Zentralturkestan) aus einer Zeit zwischen 8000 und 7000 v. Chr. ein Wüstenpferd beschrieben, das ich *Equus caballus Pumpellii* nannte und als Stammvater dieser ganzen Gruppe von sog. orientalischen Pferden betrachte, inklusive unseres Keltenponys, das Prof. J. Coffar Ewart in Edinburg als *Equus caballus celticus* bezeichnet hat.

Das Anauerpferd hat die allerschlanksten und dünnfüßigsten Extremitäten, die ich überhaupt bei prähistorischen wie historischen Pferden kennen gelernt habe. Der Index der Dünnfüßigkeit, d. h. der Quotient aus der Breite  $\times$  100 als Dividend und der Länge des Knochens als Divisor ist 9.5 bis 10.5 bei der Hinterröhre. Beim Keltenpferd der Pfahlbauten ist dies Verhältnis 10.0 bis 10.5, also annähernd gleich; bei dem damals in der Schweiz einheimischen Wildpferde 13.0—13.6, beim Römerpferde 10.7—11.5, beim Germanenpferde 11.9, beim norddeutschen Wildpferde 13.9.

So zeigt sich also das keltische Pferd der Schweiz als ein absonderlich schlankbeiniges Tier, wie kein zweites in Zentral- und Westeuropa mehr existierte, und das auch Scherz nach seinen Röhrenknochen ganz „hemionus“ (Wildesel) — ähnlich nennt. Wenn wir nun bedenken, daß vom Beginne der Bronzezeit nicht nur bis zur Alamannenzeit (497 n. Chr.), wie ich aus einem Alamannengrabe bei Königsfelden konstatieren konnte, sondern nach Zimmermann sich sogar bis 1400 n. Chr. unter den Funden des Schlosses Hallwil genau das gleiche schlankgliedrige Pferd zeigt, so dürfen wir mit Sicherheit darauf schließen, daß das Klima unseres hochgelegenen Landes, verbunden mit einer primitiven und schlechten Ernährung, magerer Weide, die Tendenz besitzt, den Typ importierter Pferde nicht schwerer, sondern eher dünnbeiniger zu machen, wenn wir den Tieren nicht reichstes, saftiges Futter in Menge zur Verfügung stellen können.

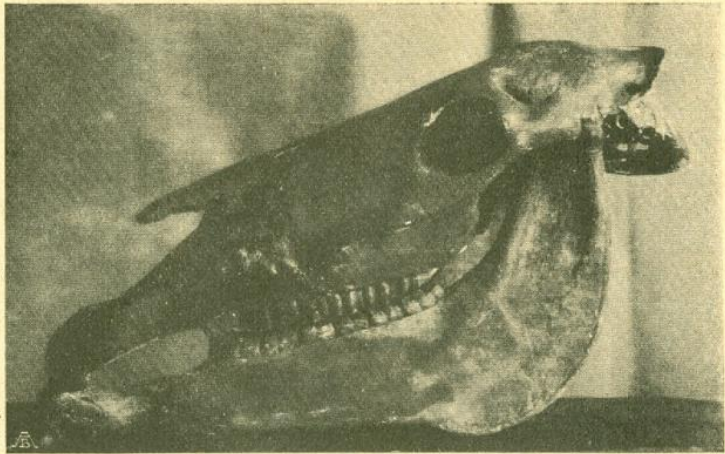
Die Römer haben dies auch nicht gekonnt, und deshalb sehen wir, als nach der Schlacht von



Vibrakte die Römerherrschaft über unser Land hereinbrach, das einheimische Pferd diese Zeiten überdauern.

Wenn man das Pferd der Schweiz zur Römerzeit kennen lernen will, so vermag man abzustellen sowohl auf die Knochenfunde als auch auf bildliche und schriftliche Überlieferungen. Hierbei ist aber gleich von vornherein zu konstatieren, daß wir bei jedem Bildwerke heute nicht mehr wissen können, ob solche Tiere an Orten, an denen man das Bild fand, auch wirklich gelebt haben, und ob der Künstler dem Bilde ein porträtähnliches Lokalkolorit geben wollte.

Bei Knochenfunden sind wir sicher, daß das betreffende Tier an jenem Orte bei seinem Tode anwesend war; denn Gefrierfleischtransporte kannte man damals noch nicht. Für Knochen römischer Pferde ist vor allem Windisch, das mächtige römische *Castum Windonissa* zu nennen. Hier sind drei Fundorte zu unterscheiden: das Amphitheater, die Breite und der Rälberhügel. Die letztern entsprechen der Offiziers- und der Mannschaftskaserne; die Amphitheaterfunde stellen nur die Reste der Pferde dar, die bei den Spielen starben und der Einfachheit halber gleich in der Arena verlocht wurden. In den Carceres der Raubtiere fanden sich auch einige Knochen der Nahrung derselben. Es existiert nun eine deutliche Differenz zwischen den Rückenresten der Offiziers- und der Mannschaftskasernen; denn bei den ersteren finden wir mehr Wild, Kälber, Schafe, Schweine, Rinder, Ziegen und Geflügel, bei der letzteren fast nur Pferde, Rinder und Schweine. Die Zahl der vorliegenden Pferdeindividuen ist aber recht groß. Ich schätze die mir bis heute bekannten Reste als von etwa 270 Pferden stammend. Naturgemäß weiß man bei diesen Nahrungsresten nicht, was zueinander gehört, und die muskellosen Teile wie Röhren und Fesseln sind am besten erhalten, da sie von Meßger und Koch nicht zerfchlagen wurden. Schädelreste sind äußerst selten, und daher war es gut, als im letzten Frühjahr in dem römischen Broye-Brückenrest bei Wihwil drei ziemlich komplette Pferdeeskelette aus Römerzeit gefunden wurden, die ich in den hauptsächlichsten Knochen beschrieben habe. (Naturf. Ges. Bern, 1923, Heft VII.) Ich sagte dajelbst als Schlußfolgerung, daß es ein kleines Pferd war mit einer Widerristhöhe von 1,40—1,45 m, nach der modernen Nomenklatur der Hippologie also ein „Pony“ von schlankem Habitus und orienta-



Schädel eines Pferdes aus der Römerzeit von dem Broye-Brückenlopf bei Wihwil

lihem Gepräge. Diese Form, die aus der helvetisch-keltischen Landesrasse durch bessere Ernährung und Haltung um ein geringes vergrößert und verstärkt, also verbessert wurde, ist somit kein fremd eingeführter Pferdeschlag. Aus der besseren Haltung, die ich konstatieren konnte, ergibt sich, daß die Tiere, die dort bei einem Überfall in den Sumpf gestürzt sind, römische Reitdressur erhalten und ihr Kopf herangearbeitet worden war.

Es wäre wirklich wertlos gewesen, wenn die Römer bessere Pferde nach Helvetien hätten bringen wollen, hatte ja doch das keltische Pferd den Ruhm eines der besten Pferde des Römerreiches. Auf diesen Pferdchen, den kleinen keltischen „manni“ zeigten sich, wie uns *Horaz* erzählt, die römischen Parvenus auf der Via Appia, der „Rotten Row“ des alten Roms, um damit zu renommieren. Und nicht umsonst sagt *Trebellius Pollio Claudius* (cap. 9) von den keltischen Stuten, daß sie „ihr Ruhm ad ele“. Hat ja schon der große *Julius Cäsar* (Bell. gall. IV, 2) den Keltenpferden wenigstens den Vorzug lassen müssen, daß sie an Größe und an Schönheit denen der Germanen vorzuziehen seien, weil die Kelten sie durch teuer bezahlte, importierte edlere Rasse verbessern. Wie sehr das stimmt, habe ich schon 1904 bei der Beschreibung der Viehzucht der alten Germanen (Archiv f. Anthropologie, N. F., Bd. II. 277) gezeigt, deren mittlere Pferdehöhe nur 118 cm war, wogegen allerdings das Keltenpferdchen fast als Riese erscheint. Auch das Pferd der Burgundionen, die im 5. Jahrhundert die Westschweiz besiedelten, wird im 4. Jahrhundert durch *Vegetius* (Ars vet. IV. 6) gelobt, indem er sich dahin ausdrückt, daß als Kriegspferd in erster Linie das ungarische wegen seiner Geduld, Arbeit, Kälte, Hunger und





Imperator Marcus Aurelius. Statue auf dem Kapitol vom Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr. Ein kleiner, gemästeter Hengst (zirka 145 cm hoch), schlanktrockig, trocken in den Gliedern, auf Schulter und Beinen die Venen durch die dünne Haut schimmernd, also orientalisches, vielleicht spanisches Herkunft. Sächselich öfters als Kaltblutpferd bezeichnet

Beschwerden zu ertragen, an erster Stelle stehe; an zweiter Stelle dann aber die Thüringer und Burgunder Pferde nachfolgen. An dritter Stelle kämen dann die Friesen nicht allein wegen ihrer Schnelligkeit, sondern auch wegen ihrer Ausdauer im Laufe.

Im Amphitheater hingegen sei ein anderes Pferd der Sieger; es sei dies das spanische, das besonders für die Wendungen im Kreise geeignet sei. Die wenigen etwas größeren Knochen im Amphitheater von Vindonissa könnten daher auch sehr gut solchen spanischen Pferden angehört haben, da die Römer ja keine Schwierigkeiten scheuten und selbst Kamele bei den Spielen von Vindonissa auftreten ließen, wie uns die dort gefundenen Kamelknochen beweisen. Oder war es eine andere absonderliche Pferderasse, die man im Zirkus zeigte?

Sicher können wir dies nie mehr ermitteln. Es genügt uns aber festzustellen, daß in überwiegender Zahl die Pferde zur Römerzeit der Schweiz keiner schweren Form angehörten, die etwa als Stammform der heutigen Zugpferde aufgefaßt werden könnte. So eine besaßen die Römer damals ja überhaupt noch nicht.

Ja, es existiert meines Wissens überhaupt nur ein einziger Fund eines Bildes von einem typischen, schweren „Kaltblüter“ in der Statuette aus dem Gebiete der Treverer (Sedan), woher schon Nero seine schweren Stuten bezog. (Grivaud Rec. IV. 1). Selbst das berühmte Standbild des Imperators Marcus Aurelius auf dem Kapitol, das aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. stammt, stellt kein Schrittpferd, sondern einen gemästeten, entweder



batawischen oder spanischen Hengst dar. Man vergleiche damit das später bei Besprechung der spanischen Pferde in der Freigrafenschaft hier publizierte Bild des Don Guzman Olivarez und wird bei diesem, wie den spanischen Hengsten des Infanten Don Ferdinand (München) und Don Balthasar (Madrid) fast vollkommene Proportion und Maßübereinstimmung finden.

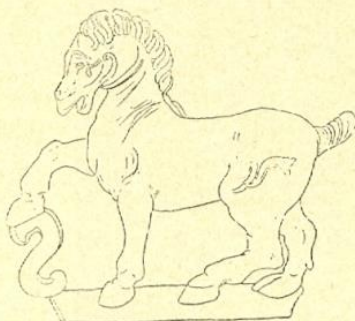
Auch die Bilder auf den Grabstellen des Sextus Valerius Genialis, eines Bataver Reitersmannes, sowie seines rauracischen (berner-jurassischen) Kommilitonen Dannius in Watermore bei Cirencester (Gloucester), England, sind nicht klar und sorgfältig genug gearbeitet, um ein schweres Kaltblutpferd hier erkennen zu können, besonders da die Beine recht dünn dargestellt sind.

**A**uch die Postpferde, equi cursales, die wir auf der Grabstele des Postmeisters in Maria-Saal (Kärnten) sehen, sind absolut keine Schrittpferde heutiger Form. Zwar etwas schwerer als sie, wenn auch sehr roh ausgeführt, erscheint das Pferd eines spätrömischen Reitergrabes aus Alexander Troas, das Suchanka (Norisches Pferd 1909.9) als „Pinzgauer mit gespaltener Kruppe“ zu nennen die dichterische Kühnheit hat, obgleich auf dieser Seitenansicht des Pferdchens weder eine gespaltene Kruppe auf dem rohen Bilde sichtbar sein konnte, noch das Pferd höher als 130 cm gewesen ist, da der Fuß des Reiters unter das Vorderknie auf die Vorderrohre herabhängt. Zudem beweist das Vorkommen solcher Pferde auf Grabsteinen römischer Reiter durchaus nicht, daß diese in jenen Gegenden etwa gezüchtet wurden. Schon Cossar Ewart (On skulls etc. Transact. Edinb. Vol 45.) sagt, daß die Ala Vocontiorum sich mit den Pferden der an die Sapaudia (Savoyen und Waadt) angrenzenden Gegend der Vocontier remontierte, welche so nach England importiert wurden. Von Mommsen (Antiq. Ges. Zürich Bd. 9) erfahren wir ebenfalls, daß verhältnismäßig viel Reiterei zur Römerzeit in der heutigen Schweiz ausgehoben wurde, namentlich im Wallis, was auf den Wohlstand jenes Landes schließen läßt. „Wir finden eine eigene Abteilung Walliser Reiter (Ala Vallensium), die bei Rothenburg am Neckar stationierte, außerdem waren in vielen deutschen und englischen Reiter-

korps helvetische und rauracische Gaugenossen.“ Denn nicht umsonst nennt noch Paulus Orosius (hist. VI., cap. 7) die Helvetier die tapfersten unter allen Galliern.

Andererseits kamen zur Römerzeit auch türkische Pferde in die Schweiz, denn Caecina schlug im Februar und März 69 n. Chr. den Aufstand der Helvetier bei Brugg und am Böhberg durch „thrazische Kohorten“, also bulgarisch-türkische Reiter, sowie durch „rhaetische Reitergeschwader“ nieder. Raetia umfaßte damals auch Schwaben mit Augsburg als Hauptkolonie.

Für die Hochschätzung der Pferdezucht bei den Helvetiern und verwandten Kelten sprechen auch die häufigen keltischen Dorfnamen, die mit der Pferdegöttin Epona in Verbindung stehen, von denen „Epona“ zwischen Vienne und Lyon durch das dort 517 abgehaltene christliche Nationalkonzil unter Bischof Avitus am bekanntesten geworden ist. Auch unser Nyon, Novidunum, wird in der römischen Weltkarte (Itiner. Antonin.) nur «Equestris» genannt, da sein ganzer Name «Colonia Julia Equestris Novidunum» lautete, also „Reiterkolonie des Julius“. Obwohl es daher mit Pferdezucht selbst nichts zu tun hat, zeigt uns doch der Grabstein des Decimus Julius Ripanus Capito Bassianus daselbst, daß die Wertschätzung des Pferdes im alten Rom so hoch ging, daß wie beim „Ritterschlage“ späterer Zeiten im alten Rom nicht die goldenen Sporen verliehen wurden, sondern der römische Ritter durch „Verleihung des Staatspferdes“ geehrt ward, equo publico honorato, wie auf dem Gedenkstein diesem Toten nachgerühmt wird. Auch der vorerwähnte berner Jurassier Dannius, der mit Genialis zusammen in Watermore ruht, war ein Ritter der equites singulares und später im Commando Indus der britischen Reiter dienend (Archæologia Vol. 27). Die equites singulares bestanden zum großen Teile aus bataver Soldnern, vor deren Reiterei Caesar (Bell. gall. IV. 12) schon großen Respekt hatte, da 800 Reiter derselben 5000 Reiter Caesars in die Flucht schlugen. Sie wurden ebenso wie die Helvetier von Caesar zu den Belgiern gezählt (Fontes rerum bernens. 1. pg. 30). Belgische, speziell Urdenner Stuten sollen nach Plinius (XI. 109) frühzeitig nach Rom gebracht worden sein, wo sie wegen ihrer Schwere und Form, die sonst nur bei Hengsten



Römische Statuette eines kleinen, grobbeinigen Rosses vom Typus eines modernen Schrittpferdes aus den Ardennen bei Sedan (nach Grivaud und Reinach) Bei einer Kopflänge von zirka 60 cm wäre das Pferd höchstens 150 cm hoch gewesen. Originell ist der aufgewundene Schweif, wie solche heute noch in Belgien gebräuchlich sind.





Der römische Edle Marcus Nonius Balbus junior  
Statue aus Herculaneum im Nationalmuseum von Neapel. Aus der Zeit um Christi Geburt

bekannt war, als „Zwitter“ betrachtet und von Nero im Zirkus eigenhändig vorgefahren wurden; ein Zeichen zugleich, daß eine Rasse solcher Zugpferde bis dato unbekannt war.

Deshalb läßt sich, wenn wir die Pferde der Römerzeit in Bildwerken ansehen, sicher sagen, daß außer dem abgebildeten Rosse aus den Ardennen kein Pferdetypp da war, der unserm heutigen Schrittpferde entspricht. Das häufigste Römerpferd war dem von Wikwil geschilderten, helvetisch-orientalischen Pferde entsprechend und wird uns fast am schönsten in der Statue des römischen Edelmannes Marcus Nonius Balbus vor Augen geführt. Auch dessen Pferd ist klein; nach seiner Kopflänge und dem Fuße des Reiters geschätzt, etwa 140 cm hoch. Der Fuß des Reiters schwebt bei leicht gebogenem Knie des Reiterfußes etwas über dem Vorderknie des Pferdes, also ca. 55 cm über dem Boden.

Um nun allen Mißverständnissen auszuweichen, möchte ich hier nur noch definieren, was wir unter Schritt- und Kaltblutpferden zu verstehen haben, und wie wir dieselben auch auf Bildwerken

mit einiger Wahrscheinlichkeit erkennen können. Wie früher S. v. Nathusius, so bestätigte auch ich in meinem Buche „Beurteilung des Pferdes“ die Tatsache, daß der Name Kaltblutpferd schlecht gewählt ist, weil diese Art von Tieren gewöhnlich sogar eine etwas höhere Bluttemperatur hat als die sog. Warm- und Vollblutpferde. An vielen Hunderten von Bluttrockensubstanzbestimmungen zeigte ich ferner, daß der Mittelwert an Bluttrockensubstanz des Kaltblutpferdes tiefer liegt als der von Halb- und Vollblütern, es also eher „Dünnblutpferd“ heißen sollte. Es zeigte sich aber endlich, daß es die langsame Art der Bewegung, resp. die Bewegungsbeschränkung bei reicher Ernährung allein ist, die diesem Typus des Zugpferdes sein bestimmtes Gepräge aufdrückt. Somit ist als Form alles das charakteristisch, was mit dem großen Eigengewichte und dem schweren Zuge zusammenhängt, und das ist vor allem die „gespaltene Kruppe“, welche durch die Vermehrung des Querschnittes der Becken- (glutaeus)-Muskulatur zustande kommt. Diese Beckenmuskulatur arbeitet am Oberende des Oberschenkels und wirkt hauptsächlich bei der Schrittbewegung den Körper samt der Last vorwärtschiebend. Diese gespaltene Kruppenform wird verändert durch überwiegende Galoppleistung. Oberst Ziegler in Thun hat dies mehrfach in Photographien der Eidgen. Regieanstalt festgehalten, wie sich unschöne Kruppenmuskulatur durch Galopparbeit, die die vermehrte Einwirkung und Entwicklung der Schenkelmuskulatur (musc. biceps femoris, etc.) hervorruft, zum Verschwinden gebracht wird. Wir wissen also heute, daß Bilder von Pferden mit starken Muskelwülsten auf der Kruppe solche Tiere darstellen sollen, die vorwiegend Schrittarbeit leisteten. Somit läßt sich dies Merkmal ganz gut zur Unterscheidung von Bildwerken verwenden. Sodann ist die Abschüssigkeit der Kruppe mit einer gewissen Berechtigung schon früher durch Kraemer (Kruppe der Diluvialpferde 1913) als Merkmal der Schrittpferde herangezogen worden, indem bei schwerem Zuge sich das Becken und das Kreuzbein in die Richtung des Zuges der Schenkelmuskeln einzustellen pflegt. Viel schwieriger ist der dritte Punkt, die Beinstärke. Wir wissen bei den meisten, namentlich rohen Bildern oder Umrißzeichnungen nicht, ob hier starke Winterhaare mit abgebildet sind, oder bloß die glatte Sommerbehaarung. Sieht man allerdings Venen und Sehnen dargestellt, so ist dieses Merkmal ebenfalls brauchbar.

Es muß nach unseren neuesten Erfahrungen und Kenntnissen als sicher angenommen werden, daß das Schrittpferd überhaupt und die heutige Form in besonders nur ein durch M ä t t u n g bei Bewegungsbeschränkung herausgebildeter Konstitutionstyp des Pferdes ist. Diesen Gedanken bringt auch schon Van Leeuwen (Geschiedenis v. d. ned. Paarden etc. 1922) zum Ausdruck, indem er sagt: „Durch die Trockenlegung der Moräste längs der Küste der Nordsee wird das Pferd besser gefüttert. Auf den besten Weiden werden die Nachkommen der früher kleinen und unansehnlichen germanischen Pferde langsam größer und schwerer, um so mehr, weil sie nach dem Bedürfnis der Zeiten in dieser Richtung hin gezüchtet wurden.“ Ich werde im Verlaufe dieser Schilderungen noch zeigen, daß bei uns diese Schrittpferdeform erst dann erzeugt wurde, als das Bedürfnis nach einer solchen durch die bessere Straßenbeschaffenheit entstand, früher aber, wie auch das Bild flandrischer Pferde aus dem 16. Jahrhundert zeigen wird, selbst hier nicht die schwersten Schrittpferdeformen existierten.

Wir haben ja für die großen Formen unserer Rinder Ähnliches gesehen, und die Degeneration der Schrittpferde in den Steppen Rußlands, wie sie durch Oettingen, Grünwald u. a. konstatiert wurde, bestätigt dies. Aber nicht nur das sog. „occidentale“ Pferd, wie manche Autoren noch sagen und schreiben, kann schwere Maßtypen des Pferdes bilden, auch das „orientalische“ vermag es; so sehen wir solche schon bei den Persern und Indern, besonders aber am schönsten bei den Chinesen



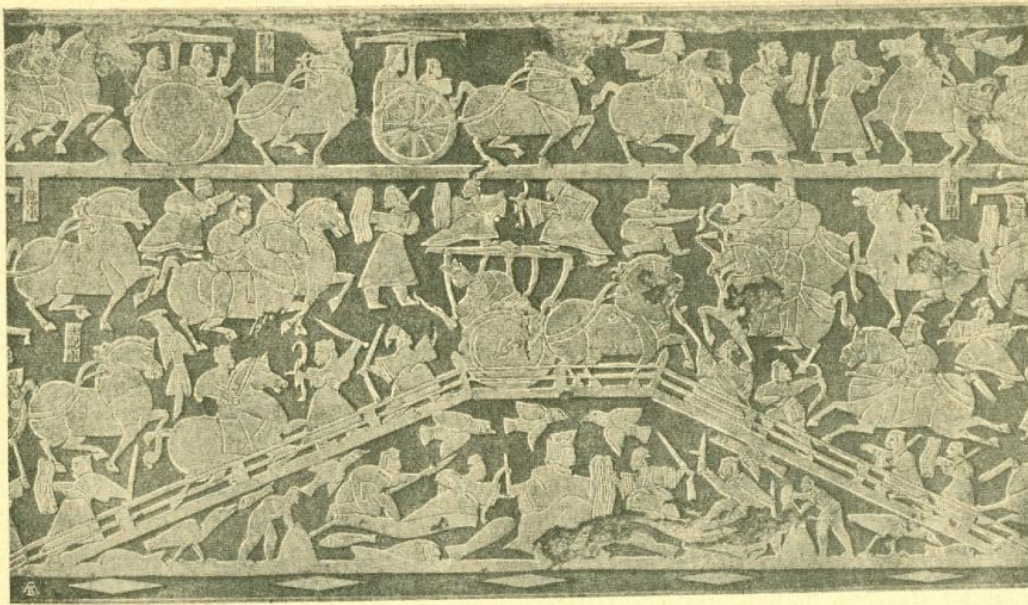


Bild eines Reiterkampfes von der Grabkammer der Familie Wu in Schanghai (China), um 150 v. Chr. Die kleinen, kugelrund gemähten Pferde mit dünnen, trodenen, sehnigen Beinen sind dennoch keine „abendländischen Kaltblutpferde“. (Nach Helmolt, Weltgeschichte Bd. 1)

dargestellt, wie uns sowohl Kümmer (Kunst Ostasiens, 1921) als auch die Sammlung des Musée Guimet in Paris, und die Publikationen von Konservator Deshayes zeigen. Ich gebe hier als Muster die Pferde der Grabkammer der Familie Wu in Schantung, aus der Mitte des 2. Jahrhunderts nach Chr. stammend. Es ist überflüssig zu betonen, daß es den Chinesen leicht war, Mastpferde mit kurzen dünnen Beinen zu züchten, da sie ja alle ihre Haustiere zu Masttieren umgewandelt haben, wie Hund, Schwein und Schaf. Das Rind allerdings nicht, weil es ihnen aus religiösen Gründen zu essen verboten war.

Aus alledem geht nun hervor, daß bei den Römern das Pferd nicht als Schrittpferd erscheinen konnte, weil der Römer eben kein solches brauchte, indem bei ihm alle landwirtschaftlichen Arbeiten und schweren Fuhren durch Ochsengepanne gemacht wurden, über deren Bändigung und Abriehung die landw. Autoren ganze Bände schreiben. Beim Römer nahm das Pferd eine Sonderstellung als „*equus nobilis*“ ein, das nicht zu den Instrumenta des landw. Betriebes gezählt, sondern nur für Renn-, Kriegs- und Staatsdienst, an leichten Postwagen oder als Packpferd, sowie als Jagdpferd Verwendung fand. Der kontinentale Handel war trotz „Römerstraßen“ nicht so entwickelt, daß er schwerstes Kaliber von Zugpferden brauchte. Wenn also behauptet wurde, daß die Römer Schrittpferde in der Schweiz verwendet hätten, so beruht das auf einer zu modernen Anschauungsweise, sowohl der römischen Tierzucht als auch des wirtschaftlichen Lebens im alten Rom. Es ist aber ganz falsch, wenn z. B. Suchanfa zum Beweise des Vorhandenseins des nordischen Pferdes zur Römerzeit dem Vergilius Maro die Angabe zu-

schiebt, er schildere als erster römischer Autor die gespaltene Kruppe des Pferdes, weil er in seinem Wohnsitz bei Mantua selbst Gelegenheit gehabt habe, das „Pinzgauer Pferd“ zu sehen.

Auch hier ist wieder der Wunsch Vater des Gedankens gewesen; denn Tatsache ist nur, daß Vergilius Maro, Georgica 3. 86 sagt: „*Atque duplex agitur per lumbos spina.*“ Aber er schrieb diese Worte ungefähr anno 50 vor Christus (geb. 15. Okt. 70 v. Chr.) und schon 50 Jahre vorher sagte der größte landwirtschaftliche Schriftsteller Roms Terentius Varro, wohnhaft in Reate im Sabinerlande in der Nähe Roms, also weit vom Noricum Oesterreichs, (L. II. cap. VII) „*scapulis latis, spina maxima duplici, sin minus non extanti.*“ Man übersetzt beide Stellen technisch am besten wie folgt: „Varro: breite Schultern, der Rückgrat meist doppelt (bemuskelt), wenn nicht, so doch nie (scharf) herausstehend.“ Vergil: „Und zwiefach wirkt in der Lende der Rückgrat.“ Ich will hier nicht die verschiedenen falschen Übersetzungen besprechen; jedenfalls ist es aber ganz falsch und unrichtig, wenn Suchanfa als Übersetzung dieser Stelle angibt: „Lende und Kruppe geteilt.“ Den modernen Begriff „Kruppe“, vom ital. *groppa* stammend, erwähnt bei den Römern überhaupt nur Vegetius und nennt sie „*ilia*“ und nicht „*lumbi*“ = Lenden.

Wie schon Kraemer in seinen schönen Studien „über die Rassen des Pferdes in den klassischen Staaten“ betont, liegen also auch keine literarischen Dokumente für die Anwesenheit von Schrittpferden im alten Rom vor, und da wir dies sowohl nach den Knochenfunden wie für die Bildwerke mit Ausnahme einer merkwürdigen Statuette aus den Ardennen soeben konstatieren konnten, müssen wir unbedingt den früher erwähnten Schluß bestätigen, daß bisher weder in der Schweiz noch in dem anstößenden Alpengebiet irgendein objektiv gültiger und stichhaltiger Beweis in den Werken römischer Schriftsteller und Künstler bisher gefunden



wurde, wonach ein schweres Pferd vom heutigen schweren Zugpferdeschlag in diesen Gegenden gezüchtet worden ist.

Vom dritten Jahrhundert nach Christus an fallen nun abwechselnd Alamannen und Burgundionen in das römische Helvetien ein. Nach der Zerstörung der helvetischen Hauptstadt Aventicum verschwand sogar unter Diocletian der Name Helvetien und die Provinz hieß nun „Sequania“. Zu Anfang des 5. Jahrhunderts erfolgte dann der endgültige Zusammenbruch der Römerherrschaft durch die alamannische Eroberung. Nach *J d a t i u s* wurden dann um 443 die Burgundionen, welche erstmals 411—413 unter ihrem Könige Suintiar (*Sundarius*) durch den Römerfeldherren *A e t i u s* geschlagen worden waren, gezwungen, sich in der von römischen Kolonisten bewohnten *S a p a u d i a* (Savoyen, Waadt und Wallis) niederzulassen. Vorher (437) wurden sie aber nochmals durch die Hunnen ausgeplündert und ihr Reich am Rheine zerstört. Sie scheinen hier von den noch jetzhaften Römern nicht als gleichgestellt, sondern nur als einlogierte Gäste angesehen zu werden, was daraus klar hervorgeht, daß nach der *Lex Romana* ein römisches Mädchen, das einen Burgunder heiratete, auf ihr väterliches Erbe verzichten mußte. Mit der Zeit besserte sich die Stellung der Burgunder. Jedenfalls wurde aber in der Westschweiz aus diesen Gründen zunächst nicht soviel römische Kultur zerstört, wie dies in der Ostschweiz geschah, wo die Alamannen die Städte Roms und seine Kultur austilgten. Die helvetischen und die burgundionischen Pferde sind jedenfalls noch dieselben wie früher geblieben, aber die Stallhaltung bei den gebildeten Römern machte wieder dem Weidetrieb in der Pferdezucht Platz. Die Gesetze der Alamannen und Burgundionen zeigen, daß die freie Weide die Regel war. Bei den Alamannen hieß eine Herde *Trupp* (*tropo*), jeder Trupp ward von einer Leitstute geführt und fand so seinen Weg in die guten Weidegründe. Eine solche Leitstute (*duetix de tropo de jumentis*) ist zwölfmal kostbarer als eine junge, noch untrüchtige Stute und daher kostet ihre Tötung oder ihre Entwendung 12 Schillinge. Eine Stute, die ein Fohlen säugt, kostet 6 Schillinge, eine alte Stute nur 1 Schilling (*Lex Alam.* 72). Auch bei den Burgundern (*Lex Burg.* IV. 1) kostete ein sehr gutes Pferd 10, ein mittleres 5 und eine Stute 3 Schillinge.

Das sind aber, wie wir gleich sehen werden, hohe Preise, denn allzu häufig waren die Pferde nicht, und darum stehen auch strenge Strafen auf

ihrer Verwundung oder Tötung. *Lex Burg.* IV. 1 sagt: „Wer immer, sei er Burgunder oder ein freier Römer, einen Hengst oder eine Stute zu stehlen sich erdreistet, der soll getötet werden.“ *Lex Alam.* 69 sagt, daß derjenige, der einen Hengst stahl oder verwundete, 12 Schillinge bezahlen mußte und außerdem neunfach den Wert des Hengstes.

Über den verwilderten Zustand der Pferde in den Herden gibt auch der *Pactus Alam.* Fragmente Aufschluß, wo es heißt: „Wenn einer in einer fremden Herde eine Stute wegnimmt und sie zähmt, so soll er eine gleiche dafür geben. Bei den Burgundionen heißt es hingegen IV. 7: „Wenn ein Freier ein fremdes Pferd ohne Erlaubnis des Herren zu besteigen sich erdreistet, so soll er wissen, daß er demjenigen dem das Pferd gehört 2 Schilling für eine Tagereise zu geben hat.“

Was nun den Wert der Pferde in diesen alamannischen Zeiten recht gut illustriert, ist der Kaufbrief der Beata, der Tochter des Rachibert aus Benken (St. Gallen), datiert 9. November 744, die dem Kloster St. Gallen verkauft: „ihre Besitzungen Zell bei Turbenthal, die Inseln Ufenau und Lützelau, Mönchaldorf, Uznach, Nänikon, Baretswil usw. samt Häusern, Gebäuden, Hütten, Schuppen, Sklaven, Knechten, Mägden, Hörigen, Vieh usw. zum Kaufpreise von „70 Schillingen in Gold und Silber und 5 Pferden mit Sätteln, Pelzdecken und Filzen für die Reise nach Rom“.

Daher waren die Pferdeknechte die allervornehmsten Knechte. Schon der *H é l a n d*, der 388 entstand, nennt die Hirten auf den Feldern „*e h u s e a l e o s*“, Rosshirten, was auch für die Weidehut der Pferde spricht. Eine volle Pferdeherde zählte 12 Stück; ein Hirt, der eine solche „*equaritia legitima*“, „*stuo*“ im Althochdeutschen genannt, unter sich hatte, hieß *marescalcus*, d. h. Stuten (mare) hirt, Marschalk. Wenn man einen solchen totschlug, mußte man die hohe Summe von 40 Schillingen bezahlen. In der keltischen Sprache hieß die Herde der „*manni*“ *manada*, wie sie heute noch in Spanien, oder *manade* in Südfrankreich heißt (*Camargue*). Bei den Alamannen wurde das Pferd vor der Pfändung geschützt, indem eine hohe Strafe darauf gesetzt wurde, jemandem Pferde zu pfänden, die in ein privates Besitztum einbrachen; während dies für die billigen Rinder, Schafe und Schweine gestattet war. Es ist also ein besonderes Vorrecht des Pferdes zu konstatieren. Man wallachte auch die Pferde. Wer aber böswillig den Hengst eines andern kastrierte, mußte sovielen Schillinge bezahlen, als dem betreffenden Hengste



Stuten zum Decken zugeteilt waren (Lex Alam. Cap. ad. Ed. Buluz 35).

Berühmt waren in diesen Zeiten auch noch die thüringer Pferde, von denen Hermanfried, der thüringische Herzog, einige ausdrücklich als Kaufpreis (*pretia destinata*) für die Richte des großen Ostgotenkönigs Theoderich von Ravenna, des Oberherrn eines Teiles der Schweiz und Rhaetiens, bezahlte (Cassiodorus Var. 4. 1).

Diese ganz silberweißen (*equos argenteo colore vestitos*) Rosse wurden wegen ihrer breiten Brust, den mächtigen Schenkeln, dem schlanken Becken, der Dicke ihres Rumpfes, ihrem gebogenen Halse, ihrer Schnelligkeit und ausdauernden Kraft, Sanftmut und Stärke bewundert; der Reiter wurde von ihnen nicht ermüdet, sondern schien auf ihnen auszuruhen (Eckhard, Kommentar I. 47).

Diese begeisterte Schilderung zeigt uns, welche Körperformen in jenen Zeiten die höchste Bewunderung erweckten, und nicht umsonst sehen wir hier zweimal die dicken Schenkel und den dicken Rumpf erwähnt. Doch sind nicht alle Fürsten dieser Zeit Pferdefreunde gewesen, denn Eginhard erzählt von Chilperich I., der mit dem König Gunduch gemeinsam 456—470 die Burgundionen regierte, daß er statt Pferde stets einen zweiräderigen Karren benutzte, der von Ochsen, die durch das Joch verbunden waren, gezogen und von einem ländlichen Ochsenknechte begleitet wurde.

Betrachten wir nunmehr die uns erhaltenen Reste von Pferden dieser Zeiten, so haben wir Pferdereste aus einem Alamannengrabe bei Königsfelden zu nennen.

Den Schädel des Alamannenpferdes habe ich auf Tafel 89, Fig. 1 meiner Arbeit „The horse of Anau in its relation etc. 1908“ publiziert; da er im Äußern, soweit er erhalten, nicht im geringsten vom helvetischen Pferde abweicht, brauche ich das Bild hier nicht wiederzugeben. Es zeigt sich das Alamannenpferd als ein kleines, ca. 1,40 m hohes, schlankgliedriges Pferdchen mit etwas schwererem, längerem und dickerem Kopfe, wie ihn das alte helvetische Pferd besitzt. Es ist sehr möglich, daß in diesem Falle sich der Einfluß der alten germanischen Ponies, die wahrscheinlich durch Bastardierung mit dem Wildpferde entstanden, geltend macht.

Zimmerlin zeigt auch Hilzheimer in seinen Studien über „Ein Pferd der Völkerwanderungszeit 1912“, daß auch im Brandenburgischen damaliger Zeit schon ungefähr derselbe Pferdetypus existierte mit einem Kopf von ca. 53 cm Länge und schlanken Gliedern, ein Laufpferd, kein Schrittferd von kleiner Statur.

Klöster und Herren besaßen auch in diesen Zeiten schon Pferde ställe. So nennt Bischof Tello von

Chur 766 in seinem Testamente den „Pferdestall“ und rund um den Hof herum den Viehstall in seinem „Herrenhause mit einem Soller“ zu Sagens (Bezirk Glanz, bündner. Vorderertheintal), während er auf seinen andern reichen Besitzümern nirgends mehr einen Pferdestall erwähnt.

Karls des Großen Verordnung, das Capitulare de villis vel curtis Imperatoris, hatte für die Schweiz keine oder nur geringste Bedeutung, es sei denn, daß es die reichen Klöster und Herren in der Errichtung von Gestüten bestärkte, enthält doch das St. Galler Formelbuch, Ende des 9. Jahrhunderts, anlässlich des Ehekontraktes folgende Angaben:

150 Jucharten Wald, 100 Jucharten Ackerland, 100 Jucharten Wiesen, Weide, Wasser, die beste Mühle, 60 Sklaven, 1 Pferd mit Reisewagen und ein weiteres Begleitpferd dazu, eine Viehherde von 20 Stück und einen Zuchstier, in der Stuterei 30 Stück mit einem Hengst, im Schafstall 120 Stück, eine Ziegenherde von 80 Stück mit scharfen Hunden, etc.“

Daß große Herren damals schon mit berittenem Gefolge reisten, ergibt sich auch aus dem gleichzeitigen st. gallischen Befehl zum Empfang des Bischofs von Speier:

3 Malter gedroschenen und gewürfelten Hafer zur Fütterung der Pferde, und Heu von Wiesen und Äckern, für jedes Pferd seiner Vasallen und Knechte ein Bündel.“

Klein scheinen nicht nur nach den Bildwerken, sondern auch nach den Schriften die Pferde damals noch gewesen zu sein. Sitzt ja Karl der Große in seiner echten Statue im Musée Carnavalet in Paris nicht gerade auf einem „hohen Rosse“, so erfahren wir gewissermaßen als schweizerisches Gegenstück zu „Ritter Tancred“ eine wahrscheinlich von dem St. Galler Mönche Nottker dem Stammler in der Zeit Karls des Dicken sehr naiv aufgebauschte Geschichte:

„Es war ein Mann aus dem Thurgau, so groß gewachsen. . . So oft er an den Thurfluß kam, wenn dieser durch Gießbäche angeschwollen war und er nun sein „gewaltiges“ Ross, ich will nicht sagen in die Strömung, aber auch gar nicht ins Wasser treiben konnte, so nahm er es beim Zügel, zog es schwimmend nach sich und sagte: „Beim Herrn Gallus, du sollst mir folgen, du magst oder nicht.“

Daß diese Pferde wirklich klein mit großen Köpfen waren, sehen wir auch aus den Größenverhältnissen von Ross und Reiter auf den Friesen an der Kirche von Andlau (Elsass). Hier ist der Fuß der Reiter auf der Höhe der Vorderknie der Pferde und jeder Reiter weit länger als das Pferd hoch oder lang ist. Dieser Fries kann deshalb sehr gut hier beigezogen werden, weil die Verbindung von Elsass und Schweiz in jenen Zeiten eine sehr enge und z. B. der österreichische Pfleger der Schweiz auch der von Elsass war. Zudem gehörte die zwischen Andlau und Schlettstatt liegende Hofkönigsburg



dem solothurnischen Grafen Thierstein, und auch Graf Falkenstein war dort begütert, ebenso das Kloster Einsiedeln in Sierenz usw.



Reiterbild Kaiser Karls des Großen, jetzt im Musée Carnavalet in Paris. (Nach Jäger, Weltgeschichte.) Dieses nach den neuen Forschungen echte Bildnis weist ein kleines Pferd von ca. 1,40 m Widerristhöhe auf, da die Süße des von Wuchs etwas über mittelgroßen Kaisers bis auf die Höhe der Vorderknie herabreichen. (Entstanden um 814)

Aus der folgenden Schaudergeschichte jener Zeit möchte man die Bestätigung entnehmen, daß die Pferde billiger und kaltblütiger geworden waren; denn als Kaiser Konrad II. 1033 von Straßburg her nach Burgund zieht, das an ihn gefallen war, macht er vor Murten ein Lager. Da wird es so kalt, daß die Pferde, wenn sie in den Boden getreten hatten, „über Nacht so im Eise erstarrten, daß sie nicht anders als mit Beilen



Ritter vom Briele der Stiftskirche zu Andlau aus der Mitte des 11. Jahrhunderts. Süße der Reiter ebenfalls ungefähr auf der Höhe der Vorderknie der Pferde

und Pfählen aus dem ringsum gefrorenen Erdboden herausgerissen werden konnten. Einer aber, der keine Hülfe hatte, tötete sein so dastehendes Pferd, zog ihm die Haut von den Schenkeln aufwärts ab und ließ den übrigen Teil im gefrorenen Boden stecken.“ Wipō (Leben Kaiser Konrads II. übers. Pflüger pg. 30).

Jedenfalls kommt die Pferdezücht auch in Kreisen von Landedelleuten nun mehr und mehr auf; so hören wir aus der Gründungsurkunde des Klosters Muri, daß Guntchram, der Reiche, Knechte und Mägde mit Pferden, Vieh und andern Gerätschaften in Muri wohnen ließ.

Um 926 fielen die Ungarn in die Schweiz ein und 940 folgten ihnen die Sarazenen von Süden aus nach. Beide Völkerschaften kamen zum Rauben und daher nicht zur Verbesserung schweizerischer Pferdezücht.

Wir müssen nun zur Erforschung der nächsten drei Jahrhunderte neben den spärlichen literarischen Angaben uns mit einer neuen Methodik befassen. Den häufigsten Darstellungen von Pferden aus den Zeiten von 1000—1300 begegnen wir auf den Siegeln der Herren und Fürsten. Ich habe aus gleich zu erklärenden Ursachen diese Studien weit auf verschiedene Länder ausgedehnt, kann aber an dieser Stelle nur das Beachtenswerteste für unser Thema zusammenfassen. Überschaute man die Siegel unserer schweizerischen Dynasten, wie diejenigen Frankreichs und der angrenzenden Länder, so beobachtet man, daß in der Zeit bis ungefähr 1230 bei gestrecktem Reitfuß, sogenanntem Spaltfuß, ohne Kniebiegung, die Füße der Reiter gewöhnlich auf der Höhe des Vorderkniees des Pferdes oder darunter hängen. Bei vorgestreckten Beinen oder leichter Kniebiegung etwas oberhalb des Vorderkniees. Daraus darf man wohl schließen, daß den Künstlern damals nur kleine Pferde bekannt waren und diese Proportionslehre maßgebend war. Solche Pferde mußten aber, damit dies bei normaler Reiterbeinlänge von 85 cm der Fall ist, unter 1,45 m hoch gewesen sein, wie ich mich durch viele Versuche mit Pferden verschiedener Höhe und verschieden großen Reitern ganz genau überzeugte.

Solche Siegel führen bei uns z. B. Herzog Berchtold IV. von Zähringen 1178, Süße viel tiefer als Vorderknie, Herzog Berchtold der V. von Zähringen 1187, Süße fast den Boden berührend, Graf Ulrich I. von Neuenburg 1182, Graf Ulrich III. von Neuenburg 1193, Graf Udelhard von Sogron (Soyhières) 1180, Graf Ulrich von Genis (Vinelz) 1208, Graf Hugo II. von Montfort-Bregenz 1214 usw.

Von 1230 an sind fast alle großen Dynasten auf bedeutend höheren (1,60—1,65 m), bald leichteren, bald schwereren Rossen vom Karossiertyp dargestellt. Nun reicht bei Spaltfuß mit vorgestreckten Beinen der Fuß bis auf die Bugspitze oder den



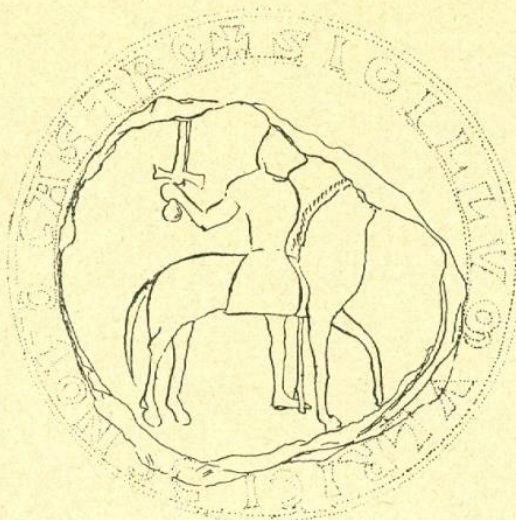
Ellenbogen. Bei senkrechttem Spaltfuß gerade bis unter das Brustbein.

So sitzen z. B. Graf Rudolf von Habsburg, der spätere König 1245—58, Graf Rudolf von Habsburg, Landgraf des Elsaß 1259 bis 1273, Graf Ulrich von Pfirt 1256, Graf Diebold von Pfirt 1283, Herzog Albrecht von Osterreich 1296; hier ist der Fuß sogar noch höher als der Ellenbogen; Freiherr Otto von Ochsenstein, Pfleger des Herzogs 1294, Graf Hugo II. von Werdenberg = Heiligenberg 1298, Herzog Friedrich von Osterreich 1306, Herzog Leopold I. von Osterreich 1318, Graf Peter von Starberg 1367 usw.

Geht man nun in den verschiedenen Landesarchiven der Frage nach, wo die ersten schweren, großen Pferdetypen auf Siegeln dargestellt werden, so findet man, daß dies bei den Siegeln der Grafen von Flandern und Hennegau geschieht. Die Situation ist hier die folgende:

In der Grafschaft Flandern regierten seit dem 9. Jahrhundert die Grafen von Flandern, die von Kaiser Heinrich dem II. die Insel Walcheren und die seeländischen Inseln, Gent, später sodann das Alosterland und Tournai dazu erhielten und deutsche Reichsfürsten wurden. 1119 starb das Haus aus, und es gelangte der Landgraf Dietrich von Elsaß, ein Neffe Roberts des II. von Flandern auf den Thron, der dann einen Sohn, Philipp und eine Tochter Margarete hinterließ. Philipp, der Kreuzfahrer, fiel vor St. Jean d'Acre, und seine Schwester und Erbin Margarete von Elsaß und Flandern heiratete den Grafen Balduin von Hennegau. Ihr Sohn Balduin IX. wurde lateinischer Kaiser von Konstantinopel und hinterließ als Regentin seine Tochter Margarete, deren Sohn zweiter Ehe, Guy von Dampierre, Flandern erbt und deren Enkel erster Ehe Johann von Avesne Hennegau erhielt.

Sehen wir nun das Siegel Philipps, der 1191 auf dem Kreuzzug starb, an, so sitzt er noch in senk-



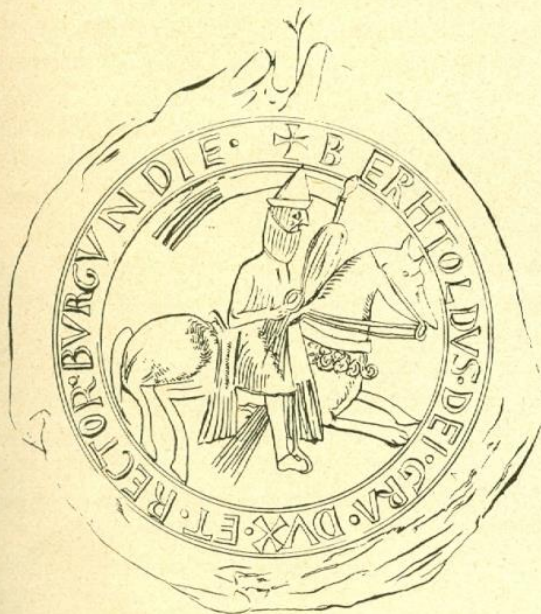
Siegel des Grafen Ulrich II. von Neuenburg 1182. Der Fuß des Reiters reicht bis Mitte Röhrlin des Pferdes. (Nach Zeerleder Urkunden 3. Band. Bern 1854 Taf. 2, 4)

rechtem Spaltfuß auf einem kleinen Pferde. Seine Füße reichen weit gegen den Boden. Erst Margarete von Hennegau und Flandern, Tochter Kaiser Balduins von Konstantinopel, der selbst natürlich ein kleines orientalisches Pferd reitet, sitzt ihrerseits schon auf einem schweren, aber kleinen Selter. Ihr Sohn Guy von Flandern und ihr Enkel Johann von Hennegau reiten aber als erste schon schwere Pferde ganz wie die heutigen schweren Freiburger und Ardenner und tragen dabei als Zeichen ihrer friedlichen Gesinnung

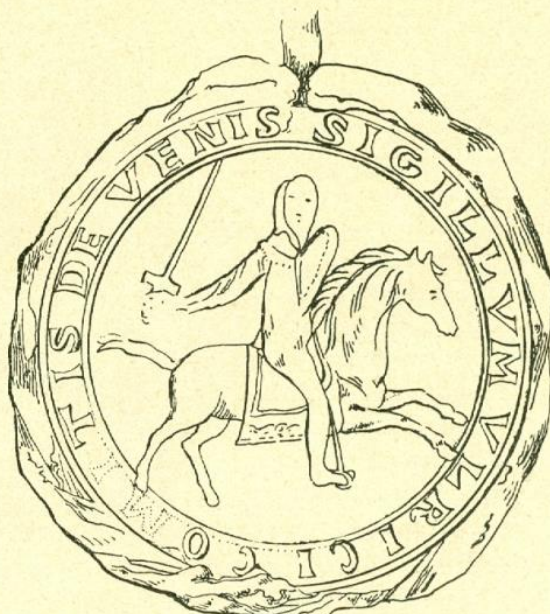
den Jagdfalken auf der Hand.

Zeigen also die Siegel der schweizerischen Dynastien nie ein ähnliches schweres, zugpferdeartiges Roß, sondern höchstens den Typ von Karossiers, so sehen wir hier sicher zum ersten Male eine schwere schrittperdeartige Form vor uns.

Konnte dieses schwere Pferd aus Flandern stammen? Schon 1058 haben wir einen ersten Bericht über die Pferdezucht in der Grafschaft Flandern durch den Mönch van Bergues-Saint Winnoc, genannt Drogon, wonach es eine Insel mit Namen



Siegel Herzogs Berthold V. von Zähringen, des Gründers von Bern 1181. (Nach Zeerleder, Tafel 3,7.) Der Fuß des Reiters hängt tief unter das Brustbein des Pferdes herab



Siegel des Grafen Ulrich von Dinels (Denis) 1208. Fuß ebenfalls tief unter der Brust des Pferdes, sicher bis zum Vordertrnie reichend. (Nach Zeerleder Tafel 4,9)





Siegel Herzogs Leopolds I. von Österreich, 1318, des Befiegten von Margarten. Großes Roß in schön gestiftet, flatternder Tuchtüre; die Süße des Herzogs auf der Höhe des Ellenbogengelenkes des Pferdes, daher dieses Roß mindestens 1,60 m hoch. Kein eigentlich schweres Ritterpferd, sondern vom Karoffertyp. (Aus Siegelabbildungen zum Züricher Urkundenbuch, Lief. 9, Tafel 1, 2)



Siegel Herzog Friedrichs des Schönen von Österreich, des ältern Bruders Herzog Leopolds, 1306, spätern römischen Königs. Roß ebenfalls mindestens 1,60 m hoch, vom Karoffertyp. Die Beine des Reiters reichen zum Buggeleit. (Aus Siegelabbildungen zum Züricher Urkundenbuch, Lief. 8, Taf. 1, 3)

Walcheren gebe, reich an Hilfsquellen aller Art, die eine dichte Bevölkerung ernähre „und eine Art von Pferden von besonderer Stärke“.

1105 schreibt der normännische Geschichtschreiber Raoul von Rouen über Flandern, daß „diese Gegend reich sei an Streithengsten und fruchtbar durch ihre Ernten“.

Auf den höchst entwickelten Ackerbau weist auch der Teppich Mathildes von Flandern, der Gemahlin Wilhelms des Eroberers hin, der erstmals Pferde darstellt, die an die Egge gespannt sind (1066).

Flandern kam durch Heirat der letzten Gräfin an Philipp von Burgund und die flandrischen Pferde durch die Burgunderkriege so massenhaft in die Schweiz, besonders durch die Verluste der 10,000 durch die Eidgenossen vor Grandson erbeuteten Burgunderrosse Karls des Kühnen (Müller, Geschich-

te der Eidg., Tullier, Bern). Wegen des Kriegesbedarfes hatte Karl der Kühne über Flandern schon 1467—1477 ein Ausfuhrverbot von Pferden ergehen lassen, weil, wie wir später sehen werden, dieselben schon früher von den Italienern gekauft wurden. Dennoch wurden nochmals solche von den Eidgenossen vor Murten und vor

Nancy erbeutet; wenigstens erzählt in einem Briefe an seinen Fürsten der Mailänder Gesandte Panigarola über die Schlacht von Murten folgendes:

Man habe ihm außer seinen Kleidern und Sachen geraubt: 10) zwei starke Wagenpferde, das andere (dritte) habe ich mittelst zwei Dufaten wieder bekommen, 11) ein gutes spanisches Maultier, 12) einen vierrädri gen Wagen mit eisernen Beschlägen, 13) ein vollständiges Pferdegeschirr, 15) ein gefüttertes Zelt für 10 Pferde.“ Aus seinem Brief scheint aber auch noch hervorzugehen, daß die in Mailand damals gehandelten ungarischen oder orientalischen Pferde schneller waren als die schweren Burgunder, denn Panigarola schreibt: „In diesem Augenblick habe ich den herrn



Siegel des Grafen Philipp von Flandern, gest. 1191. Kleines Pferd von höchstens 1,40 m Höhe mit schwerem Kopfe



Bastard (Anton, Bastard von Burgund) zu Pferd getroffen, der von G e r geritten kam. Er läßt sich vor allem Ew. Erzelenz empfehlen, denn das Roß, das Ihr ihm geschenkt, hat ihm das Leben gerettet; ohne dasselbe wäre er nie der Gefahr entronnen, in die er nach meiner eigenen Wahrnehmung mitten unter die Schweizer geraten war. Und gewiß ist es ein Wunder; er aber schreibt es der waderen Haltung des Pferdes zu.“

Nach Stumpfs Chronik, XIII. Buch, wurde dem gleichen Bastard aber vor Nancy von den Schweizern ein übler Streich gespielt, denn während er zu Niclausport in einem besondern Lager mit seinem Heere lag, überfielen ihn 700 Eidgenossen und erstachen ihm 600 Mann, bevor man sich zur Wehre setzte. Der Bastard flüchtete ins Niclausmünster und die Eidgenossen brachten „bey 800 roßz mit jnen darvon. Das war eine schöne peut“.

Allerdings verkauften die Eidgenossen alle diese Pferde meist sogleich jeweils nach den Schlachten. So hören wir z. B., daß die 22 schön aufgepuzten burgundischen Streitrosse, die beim Sturme auf die Burg Vaumarcus nach Grandson dort genommen wurden „nebst dem Gepäcke und dem Proviant zu Landeron versteigert wurden“. (Radt, Kriege Karls des Kühnen, II. Bd. 1844.)

So ließe sich über diese burgundischen Kriegsbeuten noch vieles sagen. Kehren wir aber zu der Entwicklung der Pferde-zucht in der Schweiz zurück.

**A**us dem 13. Jahrhundert haben wir nun in der Schweiz schon einige spärliche Nachrichten über die noch wenig verbreitete Pferde-zucht.

Nicht absichtlich kämpften die Eidgenossen zu Fuß mit schlechten Waffen, denn sie hatten eben keine Pferde, um darauf zu reiten und kein Geld, um sich in Eisen zu kleiden. Pferde-zucht und Rittertum gingen Hand in Hand; beides brauchte Geld in schwerer Menge, denn mit armseligen Kleppern war dem Ritter bei der immer schwerer werdenden Ausrüstung nicht gedient. Daher der

Schimpfname der Eidgenossen „Rühe“ (Plappartkrieg) und „Ruhbauern“.

In Bern hören wir erstmals 1244 von Pferden beim Schieds-spruche im Streite der Probstei von Interlaken mit Konrad von Därligen, wonach

dieser auf keinen Fall mehr als 80 Stück Rinder und Pferde (bovum et equorum) und 300 Stück Kleinvieh auf die Alp Sefinen bringen dürfe.

Am 3. März 1271 beurkunden Graf Rudolf von Thierstein und seine Brüder die Rechte der Abtei Friesenberg und bestimmen für die Gotteshausleute den „Jungzehnten“ auch an „füllinen“, Füllen, woraus bewiesen ist, daß dennoch eine bäuerliche Pferde-zucht existierte.

1285 wird im Schieds-spruche zwischen der Probstei Interlaken und dem Junker Berchtold von Wädswil für die Alp Isleten bestimmt, daß „Pferde“ zur Alpbestoßung gänzlich ausgeschlossen seien.

Diese bäuerliche Pferde-zucht war aber im Bernbiet sicher nicht bedeutend, da sowohl das Habsburger Urbar, wie andere, 1303 bis 1311 z. B. als Zehnten aus Interlaken erwähnen: Ziger, Schweine, Widder, Gerste, Haber, Bohnen und Hühner. Die gesamten Besitzungen im Flachlande liefern auch keinen Ziger, Käse und Pferde, sondern nur Getreide, Schweine und Hühner. Erst die Besitzungen in Glarus, diesem Berglande, liefern wieder Ziger und Käse, aber natürlich keine Pferde

für das Haus Habsburg.

Auch beim Loskaufe des Landes Glarus vom Kloster Sädingen am 17. Juli 1395 wurde nur der Ruh-, Schaf- und Käsezehnten erwähnt und keines Pferdes gedacht. Hingegen haben wir einen sichern Beweis für das Vorkommen bäuerlicher Pferde-zucht im 12. Jahrhundert auf Kloster-Fronhöfen in der Güterbeschreibung des Klosters Allerheiligen in Schaffhausen von 1150. Hier heißt es vom Fronhof in Hallau, der 21 Huben und 34 Schup-



Graf Guido von Slandern-Dampierre, gest. 1305. auf schwerem, starkknochigem Pferde mit tief angelegtem Schweif, stark bemustelter Kruppe und Schenkeln. Der Fuß des Reiters etwa auf Ellenbogenhöhe des Pferdes, daher dies gegen 1,60 m hoch



Graf Johann von Hennegau und Slandern-Avesne um 1279. Eine der vorzüglichsten Darstellungen frühmittelalterlicher Siegel-schneidekunst. Ein schweres flandrisches Pferd von gegen 1,60 m Höhe. Der Fuß des Reiters auf Ellenbogenhöhe des Pferdes



posen und 55 Hufen Wald groß war, daß jeder Huber als Zehnten geben müsse: Bier, Schweine, Schafe, Spelz und Leinen, Hühner und Eier, sowie „3 Mal im Jahre verpflichtet sei, sein Pferd auf 14 Tage zu stellen“, und außerdem zwei Wochen lang Arbeit mit zwei Stieren zu machen und ein einjähriges Rind fürs Kloster zu füttern.

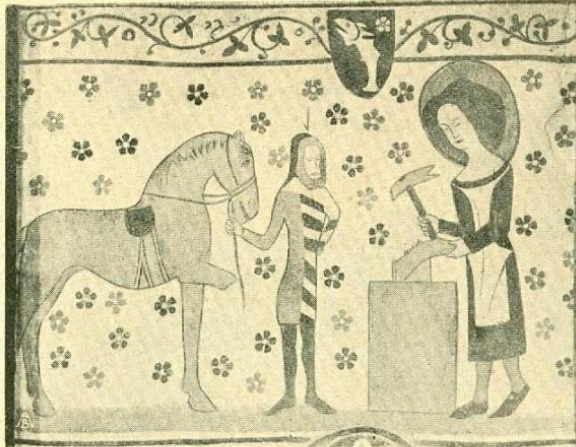
Auch die Pferdepfändung im Nonnenkloster zu Steinen (Schwyz) durch Ammann Rudolf von Stauffach im September 1275 beweist die Pferdehaltung in Klöstern.

Ferner deutet die Handfeste von Fribourg vom 28. Juni 1249 in den Marktzöllen auf häufigen Pferdehandel hin. Denn für ein Pferd wurden 4 Pfennige (= 38 Cts. Metallwert) Abgaben, für einen Esel hingegen 16 Pf. (1.52 Fr. Metallwert) erhoben; ein Maultier kostete 8 Pf. (76 Cts.), ein Ochs 1 Pf., eine Kuh 1 Pf., ein Schwein 1 Pf., Ziege, Widder und Schaf je 1/2 Pf. Die häufigsten und billigsten Tiere am wenigsten, die seltensten am meisten.

Auch Ringholz gibt uns eine Meldung, wonach die Schwyzer widerrechtlich zwischen 1308 und 1311 eine Herde von 400 Rossen mit Klosterheu gefüttert hätten, wodurch allerdings kein Beweis erbracht ist, daß diese Rosse in Schwyz gezüchtet und nicht Beutepferde aus den Kämpfen seit 1308 waren.

Aus diesen Zeiten haben wir nun ein Pferdebild, das wahrscheinlich bäurischen Mustern entspricht. Die aus dem 13. Jahrhundert stammenden Kirchenfresken des bernischen Dorfes Kirchlindach, damals „Luidenach“ geheißen, stellen uns die Legende des Schutzpatrons des Dorfes, der Schmiede und der Rosärzte, des Heiligen Eligius vor, wie er in wunderbarer Weise ein mittelgroßes, aber hochbeiniges Pferd beschlägt, nachdem er, wie es laut Legende der Heiland ihm vorgemacht, das Bein der Einfachheit wegen abgeschnitten hatte.

Es kann nunmehr folgendes festgestellt werden: Wir kennen also schon in den Niederlanden ein schweres Pferd, und jetzt tritt auch ein Käufer für diese Pferde auf, nämlich *I t a l i e n*. Das damals in vollem Glanze stehende, reiche Italien vermochte



Freske mit der Legende der heiligen Eligius in der Kirche von Kirchlindach (Bern), aus dem 13. Jahrhundert. Hochbeiniges aber ziemlich kleines Pferd

keine schweren Mastpferde selbst zu erzeugen, wie es das ja bis heute vergeblich versuchte. Es mußte sie importieren. Italienische Händler durchzogen ganz Europa; in der Schweiz ließen sich bekanntlich auch viele derselben heimisch nieder, wie in Bern die Austreibung der Lombar den und Juden vom 10. Mai 1427 beweist.

Die Schweiz war damals das Transitland für den ganzen Verkehr von

Norditalien mit Frankreichs Norden und den Niederlanden. Mittel- und Süditalien wählten die schon zur Römerzeit beliebtere Straße über den Mont Cenis. Lombardei und Norditalien, namentlich Mailand, passierten aber durch die Schweiz. Der engste Handelsverkehr mit Burgund bestand in Bern schon lange wegen des Salzbezuges Berns aus Salins, und auch Italien benützte diese durch Verträge gesicherte Straße, weshalb denn 1314 die Mailänder die Errichtung einer geraden Straße Gotthard—Luzern—Bern—Traverstal—Frankreich beschloßen, an der „pro Pferd je zehn Schillinge Zoll“ erhoben werden sollte.

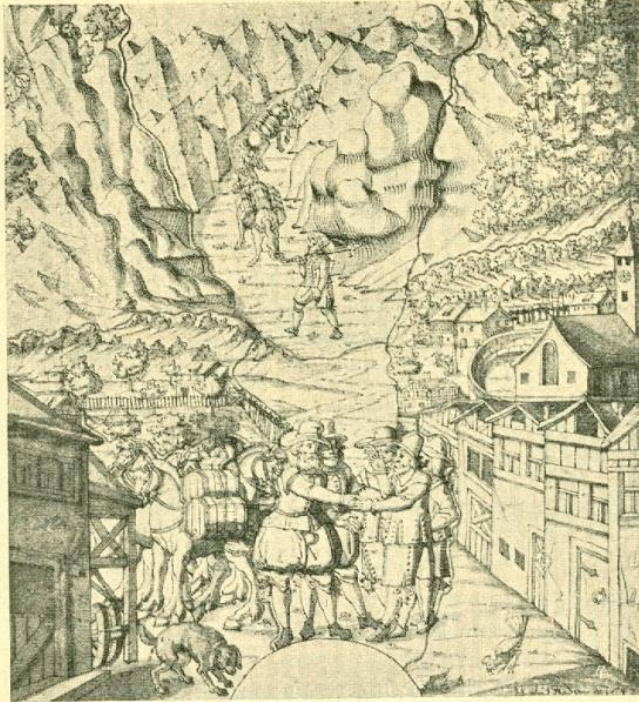
Der Verkehr war also deutlich ein Transitverkehr und mehr zu den Märkten der Champagne gerichtet, wo seit alter Zeit der Austausch der Waren des Nordens und Südens erfolgte. Die Pferde Flanderns kommen so durch die Schweiz nach Italien herunter.

Die Ausdehnung dieses Handels ging so weit, daß wir aus der freien Stadt Brügge schon 1154 hören, ähnlich wie dies später in der Schweiz geschah, daß infolge der ungeheuren Ausfuhr von Pferden zunächst Mangel an Deckhengsten entstand und sodann Ausfuhrbeschränkungen erlassen wurden, und damals schon Einfuhrung der Stuten- und Fohlenprämierung, zu der wir in der Schweiz erst im 18. Jahrhundert uns aufschwangen, stattfand (de Crombrugge, Kweeking van trekpaarden in West-Vlaanderen, 1888).

Wir wollen ja gerne zugeben, daß zahlreiche der schweizerischen Edlen sich solche französische und flandrische Pferde erwarben, aber nur die Vermögenden unter ihnen; denn der Preis dieser Tiere war der Qualität und des Risiko wegens im Gegensaße zu dem der einheimischen ein sehr hoher.



Während man einheimische schon für 6 und 8 Mark Silber kaufen konnte, wurden für derartige große und schwere Hengste schon bis zu 50 Mark Silber gezahlt. Aber nicht nur durch Kauf gingen die Pferde und Waren dieser lombardischen Kaufleute, „Lamparten“, von einer Hand zur andern. Es waren auch manche Edelherrn im Schweizerlande, die durch einen Schwerthieb oder einen Lanzenstoß in Besitz dieser Pferde gelangten. Segen sie richtet sich das Bündnis der Städte Biel, Bern, Freiburg und Solothurn vom 27.



Der schweizerisch-italienische Handelsverkehr nach einem Scheiberrisse Stadlers von 1643. Die Säumer nehmen Abschied vor dem Überschreiten der Alpen. Hochbeinige Kofse mit starkem Köthenbehang

Februar 1318 zum Schutze der Straßen und des Handels, das Bündnis gegen „die Landesverderber und Raubritter“. Diesen Herren kam es gut, daß in jenen Zeiten die österreichischen Herzöge gegen die Waldstätte Krieg führten und sie leicht Gelegenheit hatten, durch einen Überfall die feindlichen Städte und Länder mit Beraubung ihrer Schutzbefohlenen zu kränken, da die Herzoglichen infolge des Mangels dieser schweren Pferde in Österreich gerne Käufer für solche waren.

Sehr zahlreich sind die Akten aus jener Zeit über den Verkauf solcher Streitrosse an die österreichischen Fürsten, sodaß von Liebenau, der früher (1874) schon zahlreiche derselben publizierte, meinte, daß die „schweizerischen (?)“ Kofse dieser Zeit sehr große Vorzüge gehabt haben müßten, wenn die Herzöge Österreichs, die nachweislich in Wien die trefflichsten Streitrosse für 20 Mark Silber kaufen konnten, nunmehr in der Schweiz bis zu 50 Mark dafür bezahlten. Natürlich spielt bei diesen Preisen wohl auch die augenblickliche Not mit, ihre treuen Lehnsleute zum Kampf beritten zu machen, namentlich vor der Schlacht von Sempach. Aber es war doch hauptsächlich die Kaufsgelegenheit hier an der Transitstraße für den Pferdeverkehr über den Gotthard besonders günstig.

Es mögen hier einige solcher Käufe aufgezählt werden:

1267, am 24. August kaufte Graf Rudolf von Habsburg, der spätere König, eine Stute von Herrn Walter von Hallwyl um 20 Mark Silber. Später verkaufte Hans von Hallwyl einen Meiden (Wallach) an Herzog Otto von Österreich um 20 Mark Silber. Der gleiche Fürst kaufte dann eine Stute und einen Hengst vom Edelherrn von Friedingen für 60 Mark Silber. Von dem edlen Herrn Johannes von Bonstetten kaufte am 26. August 1278 in Altorf, Albrecht, Graf von Habsburg und Kyburg, Landgraf von Elsaß, Serenissimus, ein Pferd für 16 Mark Silber, und da er dieses Geld nicht bar besaß, verpfändete er ihm dafür sein Besitztum und Dorf in Nerach (Aargau) auf 16 Jahre. 1315, 9. Mai, verkaufte Hans Gessler zu Meienberg im Lindenbergtale der Keuß an Herzog Leopold I. ein Streitroß um dreißig Mark Silber. Am 12. Mai dann noch eine Stute und

einen Hengst um 36 Mark Silber. Im folgenden Jahre, 23. März, verkaufte Heinrich Gessler zwei Pferde um 20 Mark, 1318 zwei Wallache um 8 Mark, 1319, 14. Mai, zwei Stuten um 40 Mark, 1323, 30. Januar, verkaufen Heinrich und Ulrich Gessler einen Hengst um 26 Mark. Alle an Herzog Leopold I., also um insgesamt 162 Mark Silber für zehn Pferde, wofür damals die größte Herrschaft zu kaufen gewesen wäre, denn eine Mark Silber entsprach 49 Franken Silberwert oder einem damaligen Geldwerte von ungefähr 4—5000 Franken, weshalb diese Summe also etwa 81.000 Franken heutigen Wertes entspricht. Dafür wäre aber schon die schönste Herrschaft des Schweizerlandes käuflich gewesen, wenn man bedenkt, daß im 15. Jahrhundert Thomas Saltenstein seine Landgrafschaft Sisgau samt Schloß und Herrschaft Sarnsburg an die Stadt Basel für 4—500.000 Franken heutigen Wertes (10.000 Gulden) verkaufte.

Daraus ist der enorme Wert dieser Pferde gut ersichtlich. 1330, 11. September, verkaufte Berchtold von Rynach dem Herzog Otto von Österreich, der gerade von Wien angekommen war, ein Roß um 40 Mark Silber. Derselbe Herzog kaufte dann in Wien am 20. Oktober 1358 ein Roß um 20 Mark Silber.

1316, 9. September, verpfändete Graf Eberhard von Kyburg seine Besitzung in Melchnau für einen Hengst um 9 Mark Silber an den Freiherrn Ulrich von Grünenberg. Am Ofterabend 1359 kaufte Herzog Rudolf IV. von Österreich von Heinrich Schultheiß zu Lenzburg ein Roß für 100 Goldgulden, heute zirka 5000 Franken, das dieser Herzog für Hugo von Griesheim, Ritter und Vogt zu Rhynau, als Dienstlohn bestimmte. Auch Leopold III. von Österreich, der später in Sempach fiel, kaufte sich von dem Roßhändler Biber in Zürich ein Roß um 45 Mark Silber.

Wie damals große Herren auf ihren Fahrten mit den Rossen ständigen Wechsel hatten und sie in ferne Länder brachten, ist mit am schönsten an der Reise nachzuweisen, die Graf Wilhelm IV. von Hennegau, Holland und Seeland, dessen Ahnen wir

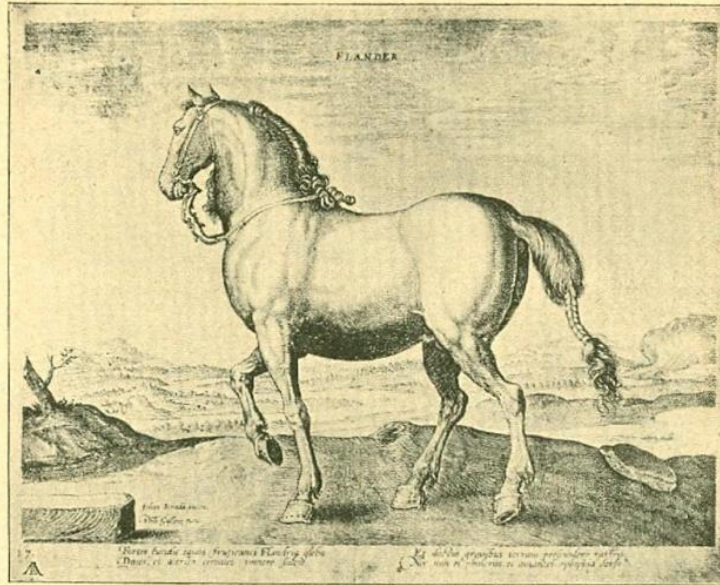


eben behandelt hatten, vom 8. August 1343 bis 8. April 1344, nach dem heiligen Grabe ausführte. Alle Pferde, die nicht mitkommen, wurden jeweils unterwegs im Tausche mit Nachzahlung stehen gelassen. Der Hinweg ging durch Belgien nach Metz, Lunéville, Pruntrut, Basel, Luzern und über den Gotthard nach Italien.

In Metz schon wurde ein grauer Hengst gekauft und

ein schwarzer Paßgänger, in Lunéville ein Brauner und drei Falbe, davon zwei Zelter (Paßgänger). In Basel elf Pferde, davon fünf Schwarze, drei Falbe, ein Fuchs, ein Schimmel und ein Brauner. In Luzern ein Apfelschimmel, in Flüelen sogar noch ein Zelter und nach den Strapazen des Gotthard in Como zehn Pferde, drei Füchse, zwei Rappen, ein Rotschimmel, ein Weißschimmel, ein Falber, ein Brauner und ein Ungar. In Mailand ließ der Graf zehn Stück kaufen, drei Füchse, drei Schimmel, ein Rapp, ein Falber, ein Brauner und ein Scheck. In Venedig wurden sechzehn Stück gekauft, in Padua vierzehn, in Vincenza neun, davon eines ein italienischer „Corriere“, was extra bemerkt wurde. Im ganzen wurden auf der Hin- und Rückreise, die durch Deutschland ging, 133 Pferde an- und verkauft, davon blieben und kamen aus der Schweiz dreizehn Stück (nach van Leeuwen).

Hiernach kann man sich denken, welches Sammelurium von Pferdearten bei den Roßhändlern größerer Städte zusammen kam, die an den begangenen Reiserouten für Kaufleute und Kriegsreisende oder Pilger lagen. Rechnet man dann noch die Messen, wie z. B. unsere Surzacher Messe, die in ganz Europa ihren Ruf hatte und von weit her befahren wurde, dann wird man verstehen, daß eine reine Rasse von Pferden damals in der Schweiz nicht gezüchtet werden konnte. Das Stadtbuch Luzerns (1310—15) erläßt damals sogar eine Verkehrsverordnung, daß „welcher Schmied einem Roße zur Alder läßt, der soll das Blut in einem Kübel oder



Flandrischer Hengst. Tafel 26 des „Equile“ von Johann Strada (van der Straat), Malers zu Brügge. Nach dem Leben gezeichnet und graviert von Phil. Galleus, erschienen 1578. Auch damals noch war das schwere Flandrische Pferd kein eigentliches Schrittpferd in unserem Sinn

Eimer auffangen, daß es nicht auf die Straße kommt, oder er gibt 1 Schilling so oft er es tut“. Luzern erscheint wegen seiner Lage an der Gotthardstraße als Haupthandelsplatz von Pferden.

Aus diesen Gründen hat auch das aus dem 15. Jahrhundert datierende Stadtrecht von Luzern in Tit. 41, §§ 1—5 den Verkauf von Pferden und auch andern Haustieren geregelt, und

als Hauptmängel stettig, buchstöbig oder dempfig, krätzig oder reppig, hauptmordig, mänig oder ganz faul aufgestellt, mit acht Wochen und drei Tagen Gewährsfrist.

Der § 5 deutet ebenfalls darauf hin, daß der Handel besonders gegen Basel und Italien zu ging, wie auch gegen Zürich, denn es heißt: „daß die Pferd und Roß, welche über den Albis, Hawenstein und Gotthard gegen Frömbden oder Heimbischen verkauft werden, also daß solche aus dem Land eigentlich verkaufft seyn sollen, nicht mehr hinter sich fallen. Wann ein Roß einem Heimbischen verkaufft wird zu seinem eigenen Brauch, welcher dasselbe volgents über diese Gebürg wegliehet oder selbsten braucht“ und sich nun Hauptmängel zeigen, so möge es wieder innert der Frist an den Verkäufer zurückfallen.

Interessant an sich, aber nach diesen historischen Daten gut die geringe züchterische Bedeutung dieser Pferdeimporte für die Landeszucht charakterisierend, ist die Beobachtung von Zimmermann (Inaug. Diss., Zürich, 1920), der die in der Kulturschicht des 14. Jahrhunderts im Schlosse zu Hallwyl gefundenen Pferdeknochen untersuchte und sie als „ein kleines Pferd, dessen Größe natürlich mit individueller Schwankung zwischen einem Araber und einem Pony steht“, bezeichnet. Er fährt dann weiter:

„Ein Ritterpferd, wie man es aus dieser Zeit erwartete hätte, fand sich nicht vor. Ein Teil der Knochen hätte höchstensfalls noch einem kleinen Araber entsprechen.“ Deshalb nennt er das Hallwyler Pferd, den Nachkommen des helvetisch-keltischen Pferdes, „das angepaßt an Klima, Land und Leute Jahrtausende eine Konstanz zeigte, wie wir sie bei unseren Haustieren selten finden“.

Wenn also in der Schweiz wahrscheinlich diese so hoch bezahlten Streithengste der österreichischen Herzöge nicht gezüchtet wurden, da die Pferde-



zucht überhaupt in diesen Jahrhunderten noch nicht qualitativ hervorragend war, so sagt doch auch Vulliemin (Histor. geogr. stat. Gemälde der Schweiz 1849, Bd. 19, II, S. 22) vom Waadtlande: „es gab fast nichts als Weiden, die zahlreiche Pferde und eine geringe Zahl Hornvieh ernährten. . . .“

Wenn man aber z. B. in dem gesegneten Lande der Normandie die ersten Pferdezüchtgüter damaliger Zeit berücksichtigt, so erfahren wir von Delsisle, daß das berühmte Kloster von St-Evroul, 1274, 104 Rinder, 120 Schafe, 8 Pferde mit 22 Fohlen dreier Jahrgänge besaß und das Gut der Ritter des Templerordens in Caen, 1307, 118 Rinder, 1179 Schafe, 130 Schweine und 57 alte und junge Pferde hatte.

Immerhin ist es wichtig festzustellen, daß an einzelnen Orten bei uns in der Schweiz, wie dies aus früheren Stellen hervorging, nunmehr ziemlich große bäuerliche Pferdezücht existierte. Wir erkennen dies namentlich auch aus den Bestimmungen über die „Jungzehnten“. Weil damals bei uns die Haltung des Zuchtstieres und des Ebers im 12. und 13. Jahrhundert dem Lütpriester oder höheren Kilchherren übertragen wurde, wofür derselbe dann den „Jungzehnten“ einziehen durfte, d. h. je das zehnte Kalb oder „schwinde“ seines Bezirkes, so wurde nunmehr auch versucht, in reichen landwirtschaftlichen Gegenden ihm das „Fronfohlen“ (Zuchtstier) aufzuhalsen. Doch gelang dies nur in Probsteien und Klöstern, indem die Leutpriester, die durch das Halten des „Pfarrers“ (Zuchtstiers) nun „Pfarrer“ geworden und nicht mehr „Pfaff oder Leutpriester“ heißen, nicht imstande waren, den Preis auszulegen, den ein Hengst kostete, noch die Auslagen zu bestreiten, die mit der Haltung eines solchen zu ritterlichen Übungen veranlaßt worden wären. Daher finde ich in allen Urbaren und Dokumenten des 13. und 14. Jahrhunderts keinen Lütpriester, der trotz der Hoffnung auf Fohlen als Bezahlung dieses Amt übernommen hätte. Nur die Kapitel machten dies, wobei sie aber zum ersten Male den Jungzehnten aus der Naturalabgabe an jungen Tieren in Geldsteuern verwandeln, die ja dann nachher die Haupteinnahme der Pfarrer und Prädikanten darstellten. Das bezügliche Dokument ist vom 24. Juli 1309, es wurde dann „getreulich aus dem Original extrahiert von Joh. Georg Ernst, Registrator am 28. Mai 1738“. Hier schreibt Peter, Probst zu Interlaken und „Ulrich, Probst zu Ebernstatten“ (Därnstätten) an den

Leutpriester zu Bern, der sich als „Pfarrer“ etablieren und einen Zuchtstier kaufen möchte und nun erst über die daraus resultierenden Geldeinnahmen statt lebender „Jungi“ orientiert werden will:

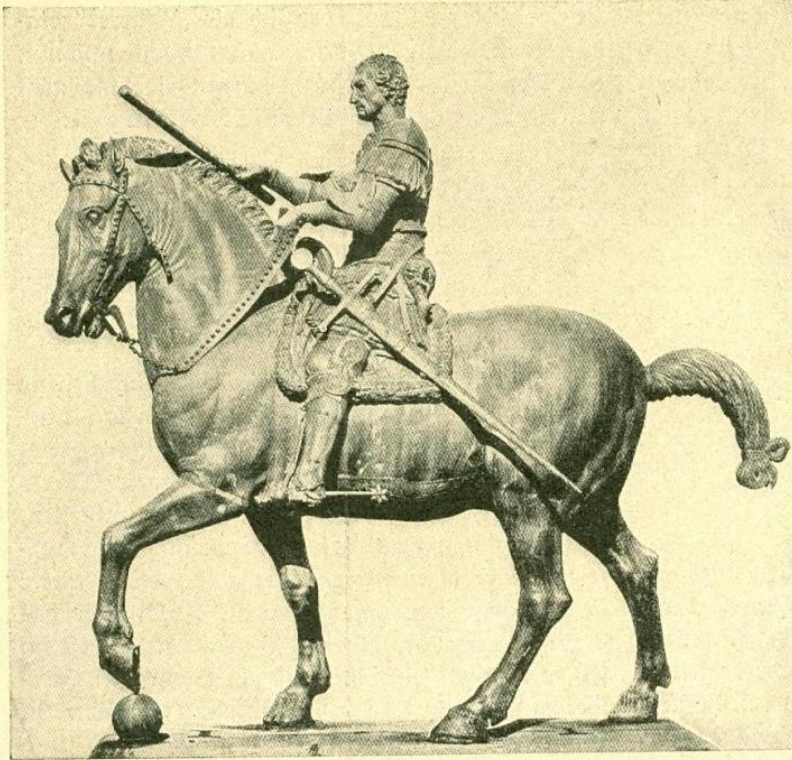
„Ewer Ehrwürden thun wir hiermit kund und zu wissen, daß in dem ganzen Bezirke unseres ganzen Defanates, man gewohnt sey, die Zehnden der Thieren und Frucht also zu bezahlen, daß unsere Gemeinangehörige von allen Gewächsen der Ader, Matten und Bäumen Uns der Zehnde ohne Abzug einichen Kostens biß dahinbe zahlt haben; desgleichen an Jungzehnden von jedem Füllen vier Pfennige, von einem Kalbe ein Pfennig, von einem Lamme ein Pfennig, von zweyen Gisehen und von zweyen Säcklenen ein Pfennig.“

Auch der Domprobst von Basel ließ durch seine „Meier“ d. h. Verwalter der Güter, jeweils im betreffenden Dorfe, das sich für Pferdezücht eignete, neben dem „Vasalkind und dem Hagen (Eber)“ zur Deckzeit auch das „Fronfohlen“ aufstellen. Hierfür waren dann besondere Grundstücke angewiesen oder es durften die Gemeindeweiden stärker in Anspruch genommen werden. Z. B. hielt das Gottshaus zu St. Alban 1364 in Lörach, einem seiner Dörfer, „ein Rint und ein Ewin“, in Herrlisberg nur „ein Vasalkind und ein Vaselwin“, in Wolfsschwylser aber erst 1438 außer Rind und Schwein „ein Pferd 4 Wochen lang im Mayen“.

Wie sehr der Pferdehandel durch die Schweiz und von schweizerischen, speziell bernischen Kaufleuten mit Mailand entwickelt war, darüber gibt uns das nachstehend etwas gekürzt wiedergegebene und sprachlich erleichterte Schreiben unserer Gnädigen Herren von Bern an den Herzog Galeazzo Maria Sforza in Mailand 1468 Nachricht:

„Durchläuchtender, hochgeborener Fürst, besonders gnädiger Herr. Zudor unsere dienstbereite Empfehlung für alles, was wir in Ehren zu tun vermögen. Durch viele Klagen erfahren wir, daß Ew. Gnaden Amtsleute und Zöllner den Unserigen, wenn sie zu Zeiten durch Ewer Land mit Rossen, Rindern und andern Kaufmannsgut fahren, sonderlich in Mailand und dessen Gebiete, mehr Zoll von ihnen fordern, als dies nach altem Herkommen gebräuchlich, nämlich von jedem Pferde einen rheinischen Gulden und von jedem Rinde 12 Groschen und wenn sie dann ihre Pferde und Rinder verkaufen, sie von dem Verkaufe nochmals einen rheinischen Gulden und drei Zehnen abzugeben haben. Solches ist von alters her sonderlich in den Zeiten, da der durchläuchtige Fürst, Ewer Gnaden Vater gelebt und regiert hat, nicht so, sondern gültlich und bescheiden gewesen. Wir zweifeln nun nicht, daß Ewer fürstliche Gnaden die Guttat Ew. löblichen Herrn Vaters selig fortsetzen wollen, aber da wir auch Bericht haben, daß auch andere unserer Eidgenossen nicht gewohnt sind, so harte Forderungen zu ertragen, so bitten wir Ew. fürstliche Gnaden mit al l e m E r n s t e, daß sie uns zu Lieb und Gunst das von alters her gebrauchte Herkommen wieder einführe und die Unserigen gleich den J h r i g e n gehalten und von jeglicher Beschwerde und schädlichen Belästigung gesichert werden. Wenn wir auch nicht gerade in Verstockung gegen Ewer Gnaden begriffen sind, so sind wir doch des Willens, Ihnen in allen gebührlchen Sachen ebenfalls Förderung und Dienst zu beweisen. Darum beweise uns nun Ewre fürstliche Gnad solche Liebe und Gründschaft, daß wir Angenehmeres und Dantrufenderes demnächst erfahren und damit schuldengleich gebunden werden Ihnen dienstlich Wiedervergelt zu beweisen. Valeat feliciter!“





Donatello, Reiterdenkmal in Bronze (1453) des Gattamelata in Padua. Schweres Pferd mit tief-angesehmem Schweif. Der Feldherr scheint wohl kürzere Beine gehabt zu haben als Colleoni (siehe folgende Abbildung), oder sonst wäre das Pferd des letzteren kleiner und schlanker im Thorax

Auf diesen Brief hin wurden in der Tat die Bölle für Schweizer auf Pferde und Rinder aufgehoben, und der Pferdehandel mit Italien florierte wieder wie in vergangenen Zeiten, was uns auch Andrea de Billis bestätigt, indem er sagt, daß noch zu seiner Zeit für den schweizerischen Pferdehandel der Durchgangszoll nicht größer sei als zu den Zeiten Galeazzos.

Wir vermögen den regen Pferdehandel mit Italien auch aus den Zöllen der verschiedenen Alpenstraßen zu erkennen, die für den Pferdetransport verwendet wurden, wie Grimsel, Surfa, Rawyl, Lötshberg, Simplon, Bernhard usw. Die beliebteste Straße blieb aber doch der Gotthard.

Rein Wunder, daß nun unter dem Einflusse dieses Importes von Pferden aus der Schweiz und Flandern der Typ des früheren kleinen italienischen Pferdes — das ja von den Schweizern, z. B. in der Schlacht bei Arbedo (30. Mai 1422), an den Beinen gepackt und samt dem Reiter umgeworfen werden konnte (de Billis) — sich verliert und auf Bildwerken mehr und mehr die großen flandrischen Pferde und deren Bastarde auftreten.

An Gemälden aus dieser Zeit sind zu nennen das Bild des Condottiere John Hawkwood in Florenz durch Ucello, ferner das Gemälde des Malers Castagna von Niccolò da Tolentino in Florenz (1456). An Skulpturen gibt uns 1442 das Standbild von Annibale Bentivoglio in Bologna ein

solches kurzbeiniges, schweres Pferd, und aus dem Ende des 15. Jahrhunderts besitzen wir die weit bekannteren Bilder des Condottiere Erasmo de' Narni genannt „Gattamelata“, Tigertafel, gest. 16. Jan. 1443 in Padua, erstellt von Donatello 1453 auf dem Santo zu Padua, ferner das Standbild von Bartolommeo Colleoni, gest. 1479, venezianischer General, durch Andrea Verrocchio bis 1488.

Der Typus des schweizerischen Pferdes jener Zeiten ist auch besonders schön in einer etwas leichteren, mehr normännerartigen Form mit ramsköpfigem Profil auf dem Paliottorelief Matteo de Pastis „Ludwig der Heilige“ in Castello Sforzesco in Mailand dargestellt, das aus der Zeit um 1450 stammt.

Durch einen Knochenfund sind wir in der Lage, auch in der Schweiz uns über die körperliche Beschaffenheit dieser Pferde orientieren zu können. Es ist das Pferd von **S ü m l i g e n**, das ich eingehend beschrieben habe (Mitt.bern.Naturf. Gesellsch. 1923. Heft VII, 11). Es ergibt sich an Hand der von mir eingeführten physiologisch-chemischen Methode der zeitlichen Datierung eine approximative Verlochung dieses Pferdes zu Ende des 15. Jahrhunderts.

Es war ein ziemlich großer, schwerer, starkknochiger Pferdetyp, dessen Höhe ganz approximativ auf etwa 1.58 bis 1.64 geschätzt werden kann, wenn wir normale Winkelung der Knochen annehmen. Die Beinknochen sind aber relativ schlank, bei weitem nicht so dick wie bei unsern heutigen Schrittpferden gleicher Höhe, wie Belgier und Ardenner.

In dieser Zeit kommt nun auch die früher erwähnte Burgunderbeute von ungefähr 15,000 bis 20,000 Pferden insgesamt in die Schweiz, aber das meiste davon ging wie die Edelsteine und Schätze Karls des Kühnen außer Landes; immerhin wird einiges zurückgeblieben sein, und vieles gelangte nachweislich auch in den Jura. Hier waren aber vorher schon Flamländer Hengste aufgestellt worden, und zwar durch den Bischof Johann V. von Basel.

Wir müssen daher nun unsere Aufmerksamkeit auf das Bistum Basel richten, das als weltliche Macht und späteres Reichsfürstentum 899 durch die Schenkung des Klosters Moutier-Grandval durch König Rudolf III. an Bischof Adalbero II. entstand und sich im heutigen Berner Jura mehr und mehr Besitz verschaffte. Die Basler Bischöfe und Reichsfürsten wirtschafteten nicht gerade glänzend, denn die Budgetdefizite waren bei ihnen an der Tagesordnung, so daß sie anfänglich einen Teil ihres Reiches nach dem andern „verfehen“ mußten, um Geld zu bekommen.



Das Elsgau, die Ajoie, mit seiner Hauptstadt Pruntrut, hatte ein solches Los. Von Bischof Heinrich III. von Neuenburg 1271 dem Grafen von Montbéliard abgekauft, verpfändete Bischof Imer von Ramstein im Jahre 1386 das Elsgau an die Grafen Mömpelgard (Montbéliard)-Württemberg. Erst als Johann V. von Deningen auf den Basler Sürstenstuhl stieg, konnte er die Ajoie wieder zurück erwerben und das Schloß von Pruntrut erbauen, das „eines Kaisers würdig“ in Pracht ausgestattet ward. Sürst Johann residierte wegen der Zänkereien mit dem Domherrnkapitel zu Basel, sobald es gebaut war, fast stets auf seinem Schlosse in Pruntrut, und namentlich während der Burgunderriege wohnte er dort, wo er trotz aller Etfungen Karls des Kühnen treu zu den Eidgenossen hielt. Als sich der Burgunderkrieg anbahnte und Karl ein größeres Operationsfeld gegen die Eidgenossen wünschte, stellte er 1473 an Johann die Forderung abzuordnen, gegen eine hohe Geldsumme, damit er an seine Stelle den ihm treu ergebenden Abt von Brügge (Slandern) zum Bischof ernennen lassen könne, und dann seine Truppen durch den Jura auf die Schweiz zu werfen vermöge. Johann empfing die ängstlich gewordene Basler Bürgerdelegation auf seinem Schlosse Porrentruy und erklärte ihnen, daß er in Treue zur Eidgenossenschaft halte. Er war darin ja sehr glücklich gewesen, denn seine Truppen nahmen nachher eine Reihe von Schlössern Karls ein, so z. B. die Herrschaft Franquemont 1474, die mit den „Freiberger“ den Namen teilt, die früher „Saltenberge“ hießen, bis Bischof Imer 17. Nov. 1384 ihnen besondere Rechte verlieh, um Ansiedler nach diesen bisher unbewohnten Gebieten zu ziehen. 1476 sagt Jörg von Deningen, ein Vetter des Sürsten, daß „min herre von Basel gewinnen soll han groß guet in viedhe und guet dazu“. (Quellenjamm. bad. Landesgesch., I. Bd., 514.)

In den Hausbüchern der früheren Bischöfe von Basel finden wir zwar zahlreiche Pferdekäufe erwähnt, aber über Rassenzugehörigkeit ist nichts berichtet. So gebe ich als Muster hier bloß einige Notierungen des Bischofs Friedrich II. ze Rin, gewählt 1437, gestorben 1451.

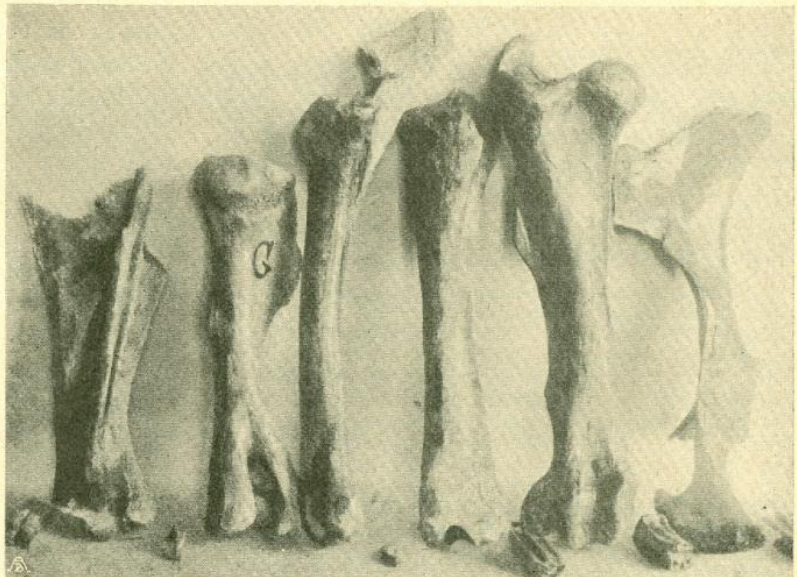
1446 Donnerstag nach Martini, kaufte ich zwei schwarze hengste bei Gögel, Berchtolds des Vogtes von Konstanz Knecht, um 80 Gulden.

1447 Freitag nach Franziskus, „han ich koufft myn schwarzen hengst mit einer kleinen, weißen Plaffen in der Mitte der Stirnen und hat zwey Jung, von Gögel von Konstanz dem Roßtücher, um 68 Gulden“.

1447 „auf Samstag in der Charwuchen han ich koufft einen schwarzen hengst mit einer weißen Blaffen an der Stirn und mit vier Jung, von Heinrich Zschennin, mit 78 Gulden“.

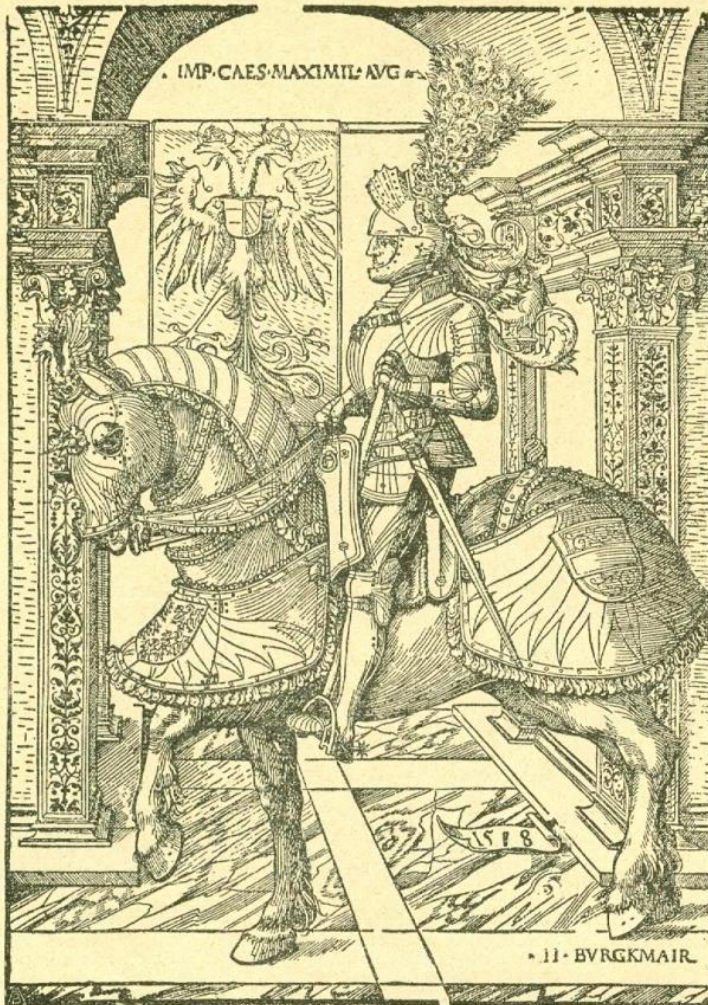


Andrea del Verrocchio (1436–1488). Reiterstandbild in Bronze des Soldatenführers Colleonio in Venedig. Da die Adern des Pferdekopfes deutlich hervorstehen und auch sonst alle Musteln durch die Haut schimmern, handelte es sich wahrscheinlich um ein kleineres Pferd mit mehr orientalischem Blutanteil



Der Knochenfund von Gümligen aus der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Pferdeknochen, die einem der hier dargestellten Pferde entsprechen





Der deutsch-römische Kaiser Maximilian in seiner Rüstung

„Jung“ ist wohl damals gleichbedeutend mit „arzel“, balzane, weißen Abzeichen an den Füßen.

Die Preise sind sehr hoch: 80 G. = zirka 1200 Fr. Metallwert und 4000 Fr. Geldwert, 68 G. = zirka 1000 Fr. Metallwert und 3400 Fr. Geldwert und 78 G. = zirka 1170 Fr. Metallwert und 3900 Fr. Geldwert. Aber über Rasse hören wir nichts, doch mußten es Pferde edelster Art sein, denn nach Tili er (Bd. V.) kostete damals ein einheimisches Pferd rund 6 Gulden.

**Erst Fürst Johann V. von Venningen ist in dieser Sache gebildeter.**

Denningen, aus einer niederrheinischen Familie stammend, zuerst in Worms als Domherr wirkend, hatte einen Bruder, Jost, der 1448 den mächtigen Thron als Groß- und Hochmeister des Deutschritterordens zu Marienburg bestieg. Schon nach einem Jahrzehnt trat Jost zurück, worauf dann bald der Herzog Albrecht von Brandenburg letzter Großmeister zu Marienburg wurde, und der Herr „Alt-Großmeister“ oder Altmeister, wie er genannt wird, kam mit seinem Marstalle an den Hof des Pfalzgrafen von Bayern-Wittelsbach zu Heidelberg, der mit dem Niederlande in engster Familienverbindung stand. Er verkaufte nun fast alle seine Pferde, und Fürst Johann von Basel nahm sie ihm der Reihe nach ab. Es waren, wie wir in seinen Notierungen über die bezahlten Preise und die Trintgelder fürs Bringen von Heidelberg nach Pruntrut hören, meist niederländische Rasse, und zwar kaufte er: Frühjahr 1459 „den großen Plaffen, die zween Schimmel und den braunen hengst mym Bruder Jost von Denningen, Alt-

meister, bezahlt 247 Gulden (gleich zirka 12,350 Franken), dazu 1 Gulden an Jakob von Lutterburg von der Zehrung wegen der vier Hengsten, 1 Gulden Luzen myns Bruders Knecht, der die Hengst uns bracht; 3 Gulden Herrn Jakob Lutterburg und Luzen zum Zehrgeld wieder heim zu fahren.

2 Gulden für einen Sattel zu dem Schimmelperde, das myns Bruders gewesen ist.“

Er war überhaupt für Niederländer begeistert und sandte z. B., bevor er als seinen Botschafter Herrn Conrad Bamhauer nach Rom schickte, um seine Bestätigung vom Papst zu erhalten, zuerst seinen Stallmeister nach Speier auf den Markt, um einen schönen Niederländer zu kaufen.

Das stimmt auch damit überein, wenn Bujat (Königsberg 1863, S. 313) von den Deutschrittern erwähnt, daß sie meistens Pferde holländischer und dänischer Abkunft importierten.

Fürst Johann verstand entschieden etwas von schönen Pferden, und da er zwar der sparsamste aber doch oft verschwenderisch noble Fürst war, so handelte er selbst mit Pferden. Er erhielt so einen der größten Preise, die für ein Pferd in jenen Zeiten bezahlt wurde, indem er den einen der beim Großmeister des Deutschritterordens 1459 erstandenen „niederländischen Schimmelhengst, den mit einer Blasse“, also einen Fuchs- oder Braunschimmel, an den berühmten Landgrafen von Sigsau und Buchsgau, Thomas von Falkenstein, den Nordbrenner von Brugg, anno 1462

zum Preise von 125 Gulden, d. h. zirka 6250 Fr. Geldwert verkaufte.

Allerdings hat dieser Falkenstein, der ein Vasalle des Fürsten Johann war, weil der Bischof seit 1041 das Hoheitsrecht des Sigsaus hatte und der ihm noch vielen Ärger bereitetete, wohl dieserhalb etwas tiefer in den Beutel greifen müssen. Aber derartige übermäßige Ausgaben brachten Falkenstein doch zum Ruin, weshalb er am 13. August 1461 seine Herrschaft Sarnsburg mit der Landgrafschaft Sigsau um 10,000 Gulden (500,000 Fr.) an die Stadt Basel verkaufte, da der Bischof damals sein Bargeld im Schlosse Pruntrut verbaute.

Diese niederländischen Hengste standen meist in Pruntrut und wurden dort wohl auch zur Zucht verwendet. Denn ein Fürst, der, wie Johann von Venningen, sogar imstande war, für die tierärztliche Pflege eines Pferdes die hohe Summe von 6 Gulden (Fr. 300) dem Schmied zu Offenburg „um mys Pferd zu heilen“ zu bezahlen, und massenhaft in seinen Ausgaben „Arzeneien“ für seine Pferde bucht, hat sicher auch die Pferdezucht seiner Bauern unterstützt, obwohl dies nicht von ihm ausdrücklich erwähnt worden ist.

Ich gebe in dem Nachfolgenden einige der hauptsächlichsten Notierungen auch dieses Fürsten als Muster wieder, soweit sie auf die Herkunft anderer Pferde Licht werfen:

1457 kauft er in Spire (Speier) für 18 Gulden zwei gewöhnliche Wagenpferde und ritt aber dann selbst nach Spire in Begleitung von „300 Pferden“ seiner Basler Truppen.



Es waren meist gepanzerte Reiter, mit denen er ritt, denn er hatte viele Ausgaben für die Reparatur der „panzer“.

Im gleichen Jahre muß er Honig kaufen, um die neuen Gebisse der Zäume einzuschmieren, und zu dem in Speier gekauften Schimmelhengst, mit dem Herr Conrad Bamhauer nach Rom ritt, kaufte er ein neues „Kettengebiß“.

Er verkaufte das „graw pfert“ seines lieben Herren und „fürsars selig“ des verstorbenen Bischofs Arnold von Rotberg um 14 Gulden (zirka 700 Sr. Geldwert) und zahlt 22 Gulden und 3 Schilling (zirka 1105 Sr.) für ein „Schimmelplasset“ Pferd, das er Wunnewart, seinem Kanzler gibt. Dieses Pferd wird aber dann 1463 auf dem Zurzacher Marke am St. Verenastage wieder verkauft und dafür ein „östricher“ Pferd und ein Rapp, mit einer „Blässe“ mittelst einer Nachzahlung von 24 Gulden (zirka 1200 Sr.) erworben.

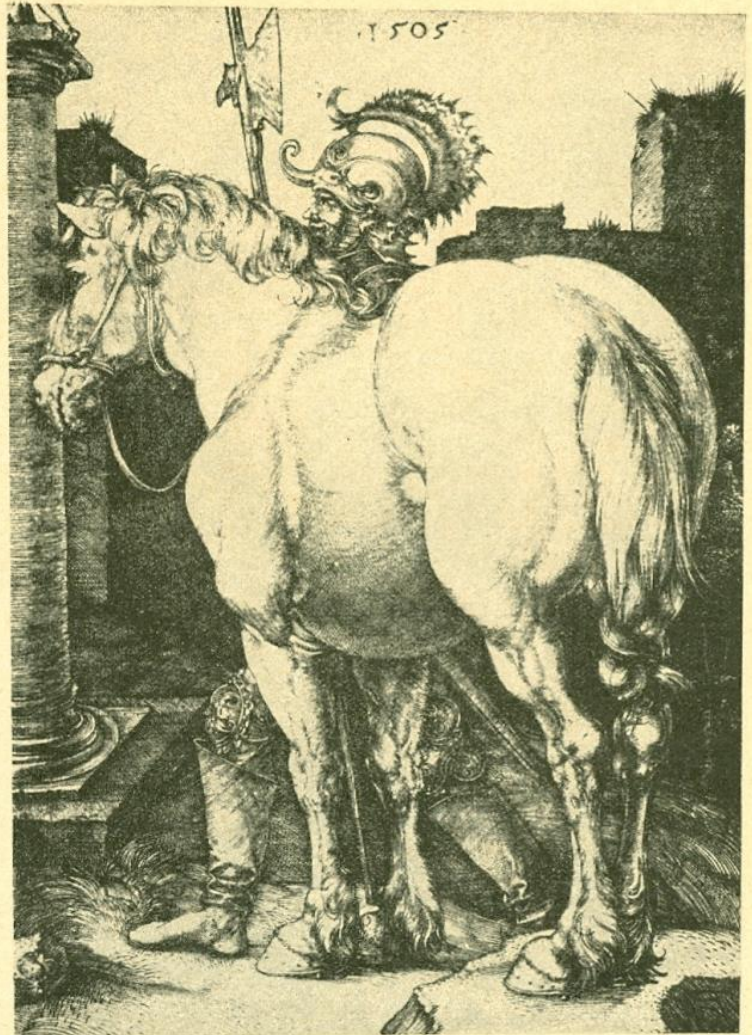
1460 bekommt er auf seiner Reise nach Wien und Mantua nochmals einen Österreicher, indem der Erzherzog Sigismund von Innsbruck dem bischöflichen Dienstmanne Jakob ze Rin einen Hengst aus dem Innsbrucker Marstalle schenkt, wofür er dem Stallmeister einen Goldgulden Trintgeld gibt.

1470 erhält er auch aus dem Marstalle des Pfalzgrafen zu Heidelberg einen Hengst geschenkt und sendet daher seinem Bruder Altgroßmeister 2 Gulden mit der Bitte, sie in den „Marstall des Pfalzgrawen“ zu geben, des geschenkten Hengstes wegen. 1468 sendet ihm persönlich Herzog Sigismund noch einen Innsbrucker Hengst, wofür er 2 Gulden den Gesellen schenkt, die mir „daz pferdt von mynem Herrn Herzog Sigismund brachten“ und zehn Schilling dem Knaben, „der das pferd reit“.

1461 reist er auf das Konstanzer Konzil, wo man ihm die höchsten Ehren als Anführer der christlichen Fürsten gegen die Türken erwies, mit 22 Rossen in einer Prachtkutsche, und zahlt dort 22 Gulden (1100 Sr.) für ein „jung prun pfert“, das der Spittelmeister an der „rinprud zu Konstenz uff mentag nach Pfingstwuche“ ihm verkauft.

Es scheint wirklich zwecklos, hier alles aufzuführen, was noch an Hengsten im Laufe der Regierung dieses Fürsten, wie seiner Nachfolger ins Land kam. Es war absolut keine einheitliche Rasse. Überwiegend zwar Niederländer, aber auch Österreicher und andere Pferde. Auch einen Maulesel besaß Johann, den er auf dem Zurzacher Markt mit andern Pferden 1466 verkaufen läßt und notiert: „10 Pfund an Henslin, myn Schnyder mit Stoffeln (Knecht) nach Zurzach drü pferd und den Mulesel zu verkaufen.“

Nun ist es aber besonders interessant, zu suchen, ob diese Fürsten von Basel nichts an Pferden aus ihren Besitzungen und Klöstern zogen. Moutier-Grandval war seit 1079 ein Domherrenstift geworden und wurde dann 1530 durch die Reformation aufgelöst. Es hatte aber früher 1136 ein Kloster in Bellelay gegründet, das sich tüchtig entwickelt hatte und von dem heute behauptet wird, daß es für die jurassische Pferdezucht ein Hauptansporn gewesen sei. Aus den bischöflichen Notizen zeigt sich jedoch, daß Bellelay sowohl im 15. Jahrhundert wie bis zu seiner Aufhebung durch die französische Revolution 1797 nie durch Pferde glänzte, denn als Abgaben und Geschenke von Bellelay figurieren



Albrecht Dürer. Das sog. s ä w e r e Pferd. Kupferstich vom Jahre 1505. Da Dürer damals die vier Bücher menschlicher Proportion schrieb, dürften auch seine Pferde der Wirklichkeit genau entsprechen

vor allem Käse und Ziger, sodann Jagdhunde (Laufhunde), Jagdfalken und Wild verschiedener Art, wie z. B. Auerhähne. Pferde werden nie erwähnt. Immerhin erhalten wir schon Anfang des 14. Jahrhunderts die sichere Meldung, daß das Kloster Pferde besaß, indem das Domkapitel von Moutier zur Zeit des Abtes Peter II., 10. Abtes von Bellelay, 1323 bis 1336 zwei Pferde des Klosters und zwei Ochsen gepfändet hatte, was dem Kloster „großen Schaden“ bereitete. Es kann deshalb damals nur wenige Pferde besessen haben, und aus der Schwedenzeit werden wir hören, wie der Abt solche überall zukaufen mußte.

Ganz anders war es in diesen Zeiten schon in dem Schweizer Kloster Einsiedeln, woher R i n g h o l z berichtet, daß schon 1464 die Einsiedler Pferde in Firenzuola einen Volksauflauf veranlaßt hätten, also schön gewesen sein mußten.





Albrecht Dürer. Das sog. leichte Pferd. Kupferstich vom Jahre 1505

Im 16. Jahrhundert nimmt die bäuerliche Pferdezucht in der Schweiz selbst mehr und mehr zu, besonders deshalb, weil nunmehr die Nachfrage nach schweizerischen Pferden in ganz West- und Südeuropa steigt. Weshalb?

Die Burgunderkriege hatten die ehemaligen Besitzungen Karls des Kühnen zunächst etwas an Pferden entblößt, aber durch die Heirat zwischen Maria von Burgund, Karls Tochter, und Erzherzog Maximilian von Österreich, dem späteren Kaiser, fielen die niederländischen Staaten an Österreich, und dieses Land begann nun die schweren Pferde genau so zu importieren, wie dies früher durch die Schweiz geschehen. Die Zucht des Norikers beginnt erst in diesem Jahrhundert unter dem Einflusse der nunmehr österreichischen „Niederländer“. Der Erzbischof von Salzburg errichtet erst 1565 ein Gestüt, dem möglicherweise der Pinzgauer nach Suchanfa und Weiß (Wien 1923) entstammt.

Wilkens (Briefe 1887, 50) konstatierte anlässlich der Besprechung der Bücher von Suggar 1578, wo böhmische, siebenbürgische, „zechische“, ungarische und alle andern österreichischen Rasse erwähnt werden, daß „nirgends die Rede sei von Pinzgauer Pferden, auch nicht von der Pferdezucht in den österreichischen Alpenländern, die Suggar gewiß nicht unbeachtet gelassen hätte, wenn sie nennenswert gewesen wäre“. Hingegen waren schon zu Suggars Zeiten die österreichisch-spanischen Erblande, die Niederlande, das Gebiet, wo alle Sohlen Österreichs aufgezogen wurden und das jährlich 2000 Sohlen exportierte.

Dadurch kommt eben eine andere Transportroute nach Italien auf, nämlich durch die österreichischen Lande vom Niederrhein via Augsburg, Salzburg, über Brenner, Bozen, Verona oder gar die weitere aber noch ebenere Straße Augsburg, Salzburg, Leoben, Graz, Laibach, Venedig.

Der Schweizer Transitverkehr wird selbst für Mailand verlassen und der ganze Handel von den deutschen Kaufleuten über Österreich geleitet. Daher setzt sich dann auch die Waffenschmiedeiinnung besonders in Augsburg und Nürnberg fest und fabriziert hier Pferdepanzer nach einem ganz bestimmten Modelle, wie es uns z. B. die Prunkrüstung des Kaisers Maximilian zeigt, oder es auch schon an der bescheidenen Augsburger Rüstung des Herrn von Luternau im Berner historischen Museum ersichtlich ist. Die Pferde mußten daher diesen fertigen und vererbten Rüstungen angepaßt gekauft werden, und ihr Modell wird charakterisiert durch die Maßzahlen der Innenseite der Rüstung. Länge 1.65, Kopfänge 60. Der Platz für die Kruppe ist äußerst kurz, Vorderrand Darmbeinschaukel bis Sitzbein 48 cm; die Kruppe war gespalten, denn es werden Höhlungen für die Glutaeusmuskulatur in der Rüstung angelegt. Die Rüstung der Vorhand war nur 43 cm lang, daher sehr kurz und für steil in den Schultern stehende Pferde. Die meisten der Ritterpferde müssen Schrittpferde gewesen sein, die also nur ganz ausnahmsweise im Galopp oder Trab Arbeit leisten mußten, denn sonst würde nicht ihre Glutaeusmuskulatur gegenüber der der Schenkel überwogen haben.

Es sind also die Pferde, von denen uns A. Dürer 1505 ein solches Exemplar vorstellt, dem er denn auch einen leichten Klepper für Galopp- und Trableistung gegenübersetzt (siehe die Abbildungen auf den Seiten 27 und 28).

Bei uns im Staate Bern wurde nunmehr mit Zunahme bäuerlicher Pferdezucht die alte Frage akut, wer den Zuchthengst zu halten habe. Ich erwähne als Illustration hierfür z. B. den Streit von Herzogenbuchsee. Im Schiedsbuch lesen wir unter dem 26. Mai 1512, daß das Kloster Herzogenbuchsee mit der Gemeinde im Streite lag, wegen der Frage, ob das Kloster außer dem „Über und dem Wucherstier“ auch noch den „Schällen“ (Beschälhengst) halten müsse. Die Bauern vertraten diese Auffassung, weil das Kloster doch auch dafür den



Zehnten nehme. Bern entschied aber, daß es dabei bleibe „wie söllichs von alters her gebraucht, also nur Eber und Wucherstier der Probst des Klosters zu halten genötigt sei“. 1533 kam dann aber doch im „Urbare von Buchsee“ die Bestimmung zustande: „Item, der den Hof zu Herzogenbuchsee inne hat und dessen Herligkeit und Rechtigkeit, der soll haben ein Basell-Kind und ein Überswin, aber die R il che das Basell-Roß.“ Auch im Bistum Basel ging die Pferdezucht mehr und mehr aufwärts, sonst würde kaum die Gilde der „Nunnenmacher“, der „Hongreurs“ gegen Bezahlung eines Pachtzinses in dieses öffentliche Amt eingeführt worden sein. So haben wir staatliche Ernennungen, z. B. am 26. Mai 1569 die des „Johann Petit Richard zu Wendelesdorf (Wendlin-court) seßhaft, an Stelle des verstorbenen Frank Porret zum Nunnenmacheramte der Herrschaft Bruntrut“.

Obgleich so die bäuerliche Pferdezucht eine größere Verbreitung erhielt, war die Zahl der Pferde wohl nie sehr bedeutend, weil die meisten sofort weggekauft wurden. Selbst z. B. das Kloster F r i e n i s b e r g hatte 1551 im „Karrstalle“ nur noch 7 Rosse und im „Rytstalle“ nur 2 Pferde.

Nun hören wir aber auch von dem hochweisen Rate, was sich ereignete. Den Vögten der meisten bernischen Ämter geht folgender, hier kurz resümiertes Brief vom 12. Februar 1586 zu:

Schultheiß etc. haben seit etlichen Jahren erfahren, daß der Burgunder und anderer welscher Roßhändler Aufkauf von Pferden in unserem Lande deren Zahl derart vermindert hat, daß in jetziger Zeit derselben in rechtem Alter und Kräften zum Dienste wenig zu bekommen und unsere Untertanen guter Rosse dermaßen abkommen sind, daß wir und sie derselben zur Notdurft der Kriegsreisen in Mangel sind, wenn sich solche zutragen würden. „Es könnte nun den Fremden das Auffaufen einfach verboten werden, aber weil die Pferde vom Leibe (der Stute) weg, also jung, des Geldes wegen aus den Händen gegeben werden, deshalb hat uns die Sorge zu der Vermahnung bewogen, dies nicht mehr zu tun und deshalb ist das Gefinnen, Du (Voigt) wollest in Deiner Verwaltung, die gewohnt ist Rosse zu züchten, in Kirche, im Gericht oder andern öffentlichen Versammlungen dies anzeigen, damit sie sie so lange behalten, bis sie zu Jahren gekommen sind, um in der Arbeit als Sattel, Bast oder Wagen in Fried- und Kriegzeiten rechten Dienst zu leisten. Die Vermahnung soll dahin gehen, daß sie ihre Rosse nicht so gemein und unter einem

Jahre Alter aus dem Lande verkaufen, sondern dieselben behalten, um ihre Güter gut zu bearbeiten und im Falle der Kriegsreis ihren Troß, unsere Munition auch Geschütz und was sei führen.“ Sodann wurde zehn Pfund (400 Gr.) Buße bestimmt für alle, die die fremden Händler führten oder ihnen als Dolmetsch dienten.

Gleichzeitig geht eine Missive an die Klosterbögte der nun aufgelösten Klöster, die wiederum beginnt: „Wir gespürend in unseren Landen großen Mangel an Pferden, die Alter und Kraft haben Arbeit zu leiden. Daher sollst Du unsern Marstall dermaßen besorgen, daß wir gute abgerichtete Gaul zu unserm Dienste bekommen. Du sollst auch fürhin derselben ohne unser Vorwissen und Befehl keine verkaufen noch ausleihen.“ usw.

Zusatz für Jnderlappen: „Und dieweil wir in unsern Landen und Häusern keine bessere Kommligkeit zu einer Roßschweig haben, denn bei Dir, wo sie gute Sömmierung und winterliche Erhaltung haben, so ist unser Will, daß Du auf diesen Frühling ein halbes Dohend 2 jährige Pferde käuflich heranz und zusammen und sie auf wohlgelegenem Berg aufziehen sollst, die werden wir hernach in andere unserer Klöster schicken.“

Über die Zuchtverhältnisse in jener Zeit in der Schweiz und der Lombardei gibt uns Agostino Gallo, den wir schon in der Geschichte der

Rindviehzucht als Schilderer schweizerischer Viehzucht kennen gelernt haben, folgende Angaben:

Die Zuchtstuten sollen gute Höhe, breite Flanken und Kruppe, freundlichen Blick haben, aber mehr mager als fett sein, nicht jünger als drei Jahre, nicht älter als 12. Man muß sie von März bis in den Sommer zulassen, zweimal im Tage vor dem Tränken. Abends und morgens, nach 10 Tagen nochmals muß man sie zum Hengste bringen. Die Fohlen laugen ein Jahr lang, man soll sie erst mit zwei Jahren von der Mutter und nach Geschlechtern trennen. Die Stuten sollen nur alle zwei Jahre zugelassen werden, dann sind auch die Hengste stärker und geben bessere und kräftigere Fohlen. Sie dürfen nicht auf zu steile Berge gebracht werden, namentlich keine trüchtige Stuten. Der Hengst soll sieben Jahre mindestens alt und groß sein mit trockenen, sehnigen Beinen, nicht zu dick und nicht zu dünn, breite fleischige Brust, runde fette Schenkel und einen kleinen trockenen Kopf, langen Hals, der beim Kopfe dünn sei nach unten breit mit langer Mähne, langer Schweif; wähle besonders solche, die im Kriege waren, denn sie geben fühnere und besser atmende Fohlen.“

Bis in diesen Zeiten finden wir mancherorts noch wilde Haltung der Pferde im Walde. Nicht bloß die allgemein gebräuchliche Waldweide, für die bei uns dazu geeigneter Wald „Triebholz“ genannt wurde.

Diese Waldweide wurde nun nach der bernischen Stadtsetzung 1539 (Sol. 133) zuerst den Pferden vor dem Monat Mai im Bremgartenwald und dem Forst verboten, später bestimmte das Viererbuch, daß Stuten und Hengste nicht mehr auf die Allmend getrieben werden durften. In andern Ländern war es nicht so. Nicht bloß die süßlichen Gegenden wie die Camargue hatten damals wie noch heute wilde Pferdeherden,



Botenreiter aus Schobolers Bremgartenchronik 1510 auf einem kleinen, sehr langrüdigen Pferde



sondern wie David Spedle 1576 und Hellsaeus Roehlin 1593, 21 erwähnen, gab es wie in jener Zeit auch damals im Elsaß und viel mehr noch in der Bretagne und der Normandie, wo wir u. a. die altberühmten Waldgestüte der Rohans in Kénécan (Houël, Le cheval en France) kennen. Und Gilles de Goubreville erzählt in seinem Tagebuch, daß er sowohl Pferde hatte, die in Ställen gehalten wurden, nachdem man sie gezähmt hatte, als auch solche, die frei im Walde lebten.

Er sagt: „Donnerstag, den 25. Juli 1556 ging ich nach der Messe mit vielen Leuten (die er mit Namen auführt) in den Wald, um zwei Stutfohlen zu fangen. Wir versuchten dreimal umsonst, aber endlich fingen wir sie.“ „Am 12. Juli 1557 gingen zwei Diener in den Wald, um zu sehen, wo man die Netze aufstellen müsse, um eine Stute zu fangen.“ „Sonntag, den 19. Juni 1558 ging ich mit 30 Leuten in den Wald, und wir fingen eine Stute, ein zweijähriges weibliches Fohlen und ein junges männliches Füllen.“ Er verkaufte eine gleichzeitig mitgefangene Kuh für 8 Pfund, und das Stutfohlen für 6 Pfund.

**Im Bistum Basel zeigen in dieser Zeit die Notierungen des Fürsten Jakob Christoph Blarer von Wartensee (1575 bis 1608) wieder keine genauen Rassenangaben der gekauften Pferde.**

Der Stallmeister Augustin Ubelmäh erhält für die Pferde des fürstlichen Marstalles wöchentlich 23 Sester, d. i. 345 Livres, somit rund 50 Liter pro Tag. Es kann also der Pferdebestand damals kein großer gewesen sein. Die Karrer erhalten für die Suhrpferde 15 Sester. Die Ziegenböcke und Hühner erhalten ebenfalls Hafer.

Interessant ist, daß Bischof Jakob Christoph anlässlich des Abschlusses des Bundes mit den katholischen Orten dem Schultheißen Pfyffer von Luzern ein edles Roß im Werte von 120 Pfund schenkt. Die mehrfach wiederkehrende Notierung lautet: „Item Schultheß Pfeiffer ein Roß verehrt als der Pundt geschworen und gen Luzern geschickt . . . 120 Pfd.“

Es ist fast anzunehmen, daß der Bischof das Roß gekauft hat und kein eigenes gab. Vergleichsweise gibt Haffner (Soluturn. Schauplatz 1666 pg. 227) als mittlere Preise an: „Dienstag nach Antoni ward zu Soluturn ein Pferd im gemeinen Kauf umb 15 Gulden erworben. 1546 ein Pferd kauft umb 34 Pfund. 1530 verkauft der Dogt von Salkenstein seiner Obrigkeit ein „gut Reit- und Zugpferd um 37 Pfund Gelts“.

**Mit dem Beginne des 17. Jahrhunderts haben wir die ersten Nachrichten über bäuerliche Pferdezucht aus dem Bistum Basel.**

1610 erscheint ein Reskript, daß bisher in der Bestellung der Beschäler in jeder Gemeinde ganz unleidige Mißbräuche eingerissen seien, die der Zucht unwiederbringlichen Schaden zufügen. Man habe hierzu kleine Fohlen gebraucht. Don jetzt an solle aber jede Gemeinde taugliche starke, gesunde Beschäler unter Zutun der Amtsleute aufstellen und sich ein jeder derselben bedienen und seine Stuten dadurch belegen lassen und also das schädliche bisherige Herkommen, „die schönst gewachsenen Fohlen“ zu verwenden, abgestellt sein.

In der bischöflichen Hofgesellschaft «de divertissements» wird 1619 die Frage besprochen, „daß die Freyen bergischen Pferde die andern weit überrreffen und seien überaus schöne, gesunde und starke Pferde, allein sie haben wie gewöhnlich große aufgeblasene Köpfe und werden gerne blind.“

Es ist hier jedoch zu erwähnen, daß im nächsten Jahrhundert gerade die Widerstandskraft der Freiberger gegen die Augentränkheiten betont wird, und wir wissen heute, daß im wesentlichen feuchte Ländereien, Überschwemmungsgebiete die

Pferde zum Auftreten der periodischen Augenentzündung prädisponieren, was für den Jura gar nicht zutrifft. Ob diese Mondblindheit durch Berner Pferde eingeschleppt wurde, können wir nicht mehr feststellen, nur deutet das nachfolgende, etwas gekürzte Zirkular der bernischen Regierung vom 26. Juni 1774 „an alle Amtsleute des dütischen Landes von der blinden Schähhengite und Rosse wegen“ darauf hin.

„Uns ist nun mehrmalen mit Klag fürkommen, habend es auch zum Teil gesehen und ohne Schaden mit erfahren, daß etliche unserer Untertanen Deiner Beherrschung zur Zucht der Rossen blinde Schähhengite erhaltend, und andere Lüten liehend, daher aber gefolget, daß diejenigen Roß, so von solch blinden

Schällen gezüchtet, in dero Art schlachend und mehrer Teils ohne Zwyfel vergewiß hernach auch erblindet, des man aber bis anher kleine Achtung gehabt und mancher von deswegen in Erlaufung dieser Landsart Rosse übel dargehelt, betrogen worden und sin Geld verloren. Welcher zufürkommen und damit wir niemand der unsern noch andere ussert unseren Landen sich fürhin solchen Schadens der gekauften Rossen Erblindung habe zu klagen soll nun slißig nachgeforscht werden, denjenigen, so also blinde Schällen erhalten sollst Du 50 Gulden Buß gebieten dieselben abzutun und niemand mehr zu leihen. Dies auf Kanzel und Kirche verkünden.“

Die diden Köpfe erwähnt auch bei Berner Pferden 1658 von Graviseh in seiner Spottschrist „Heutelia“. „Die Pferde haben diden Köpfe und ihre Zucht, wenn auch keine richtig durchgeführte, ist (in Bern) doch sehr verbreitet.“ Die vorerwähnte Hofgesellschaft erzählt noch als Scherz, der die sonstige Ruhe der Freibergerpferde gut charakterisiert, von einem „schredlichen Begebnis“ am 24. April 1629, das dem „Junther Hans Franz von Bodmann“ mit einem Freiberger Pferde passierte. Beim Spazierreiten sei dieses plötzlich auf die Hinterbeine gestanden und habe „auf eine inländischen Pferden ungewohnte Manier mit den Füßen in der Luft herumgeschwänzelt“, so daß der Junker in Lebensgefahr geraten sei.

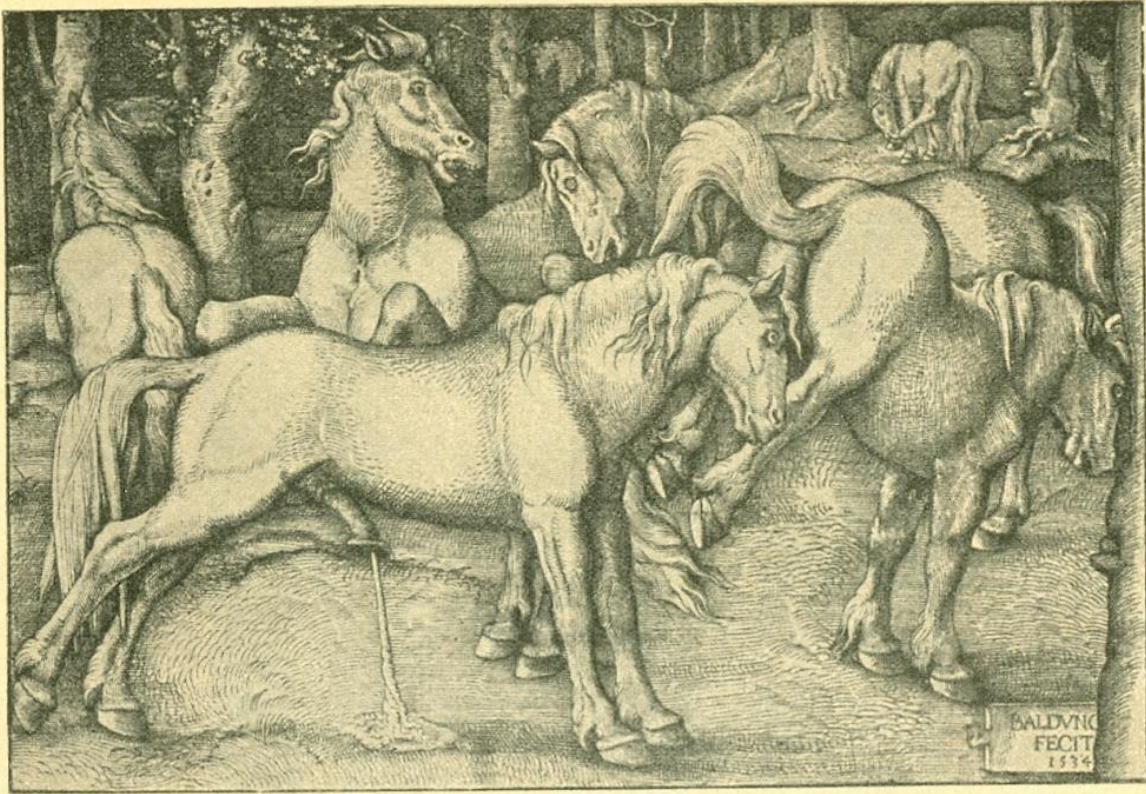
Unter Rheingraf Otto Ludwig wurde 1634 Pruntrut belagert, 1635 wurde das Bistum Basel durch die Franzosen genommen und geplündert. Eine zweite Plünderung erfolgte gegen Ende des 30-jährigen Krieges durch die Schweden unter Herzog Bernhard von Weimar.

Diese Zeiten haben die Zucht des Bistums stark gehemmt, und wenn je wirklich eingetroffen, was nach Bernard (L'élève des chevaux 1881, 12) die Sage überliefert, nämlich, daß die Mönche von Bellelay mehrfach andalusische und berberische



Scheibentritt aus der Zeit um 1575. Ein burgundischer Reiter auf einem kleinen Seeländer oder Freiberger Pferde spricht mit einem Mustetier. Histor. Museum, Bern





Hans Baldung Grien, 1534. In der Schweiz oder in Strassburg geschnitten. Elässer oder fürstlich Baselsche Pferde bei der Waldweide, keine „wilde“ Zucht, sondern durch den harnlassenden Wallfachen als schon gezähmte Pferde getennzeichnet. Schwere Schlag, mit gespaltener Kruppe bei der ausjagelagenden Stute

Pferde von ihren spanischen Ordensbrüdern erhalten haben, so muß daran erinnert werden, daß damals mit Leichtigkeit spanische Pferde durch gewöhnlichen Pferdehandel nach dem Bistum kommen konnten, weil die ganze anstoßende Franche-Comté bis Besançon spanisches Erbland, und die spanischen Pferde mit den spanischen Truppen dort häufig geworden waren. Der Pferdehandel des Bistums ging schon in jener Zeit ständig in dieses Gebiet, und daher ist diese Sage sehr leicht zu erklären. Außerdem kauften auch die späteren Fürsten noch immer spanische Hengste für ihren Marstall, wie gezeigt werden wird.

Die Pferdezeit im Jura wurde trotzdem nicht völlig zerstört, denn 1655, sieben Jahre nach dem Westfälischen Frieden, hielt Reichsfürst Johann Franz von Schönau, Bischof von Basel, eine Heerschau auf dem Felde von Courgenay ab, wobei sich noch vier Kompanien Reiter einfanden mit 700 bis 800 Pferden, diejenigen des bischöflichen Gefolges inbegriffen („Eigentliche Relation“ usw.).

Die damaligen Bischöfe geben über Rasse und Herkunft ihrer Rosse auch wieder nichts Genaueres an. Ein Muster zeige dies: „Sept. 1678, Dem Juden Joseph für ein Pferd für mich thut 280 Livres. Juli 1679 Ein Pferd in (den) Marstall gefoufft 75 Louis d'ors thut 165 Livres 15 Schilling.“

Interessant ist vielleicht das Verhältnis des Pferdepreises

zum Kuhpreise in diesen Zeiten: „Sebr. 1676 2 Milchtühe erkaufft für 65 Livres“. Der Pferdepreis ist also 6 bis 9 mal so hoch wie der Preis guter Milchtühe. Ein gewisses Licht auf die Wirtschaftsweise der französischen Soldateska im Bistum nach dem 30-jährigen Kriege wirft die Notiz vom März 1677: „Sor 6 Rosß, so von den Soldaten den Fuohrleuten genommen 300 Livres (als Entschädigung bezahlt)“. Die Livres galten damals etwa 12 Sr. unserer Währung, der Geldwert war aber bedeutend höher, ungefähr das Dreifache. Alles Nutzvieh steht daher sehr hoch im Preis.

Aus diesen Zeiten haben wir nun auch Berichte von Pferden im Münstertal und von Bellelay.

Die erste Notiz findet sich in den fürstlichen Hof-Manualen pro 1620, pg. 164, also vor dem 30-jährigen Kriege, wonach der Schaffner im Münstertale „fuer ein Pferd so vom dem verkaufft worden anstatt baarer Lieferung“ dem Fürsten 100 Pfund anrechnet, was sicher beweist, daß nunmehr im Münstertale verkäufliche Pferde des Fürsten existierten.

Durch den damaligen Abt Jean Pierre Cuenat (1637—1666) von Bellelay erfahren wir, daß, nachdem Bellelay besonders 1634 vollkommen geplündert und heimgesucht worden war, er sich auf das bischöfliche Schloß in Neuenstadt am Bielersee zurückzog, um der Schweizergrenze, die ja der 30-jährige Krieg respektierte, nahe zu sein. Mit der Bellelayer Pferdehaltung stand es damals sicher nicht bedeutend; wenn etwas Gutes vorher vorhanden gewesen war, so haben es die fremden Krieger geraubt. Der Abt macht daher folgende



**Notizen in seinem Hausbuche, die für uns von Interesse sind:**

„Am 3. März 1640 bezahlten wir vollständig Jean Henry Cuenat von Coeuve für 4 große Ochsen und eine Kuh, wie für ein Pferd, das er meinem Pater Gaspard für 6 Dublonen verkaufte. Für die 4 Ochsen und die Kuh zahlten wir 29 Dublonen.“

Am 23. April 1640 bezahlten wir 12 spanische Dublonen an Jean Henry Cuenat von Coeuve für eine Fuchsjute, die er uns verkaufte, und für einen grauen Wallach 33 Reichstaler. Beide Pferde waren je 5 Jahre alt.

1645 am 28. Januar, 4 Pistolen noch nachbezahlt für ein Pferd des Jean Pierre Petitperrin, das wir von ihm kauften, als er von Dienne zurückgekommen war.“

Daß er damals sehr knapp an Pferden war, besagt seine Notiz vom 19. Oktober 1645: „Pierre Celic in Neuveville hat mir ein Pferd bis nach Biel geliehen, wofür wir ihm 10 Bagen gaben und in Biel ein halbes Maß Hafer zahlten.“ Aber dennoch konnten die würdigen Herren von Bellelay in Nächstenliebe hilfreich sein. Da sich infolge der Kriegsläufe der Abt Francois de la Sousse von Cornuay und der Probst de Gray dort hin geflüchtet hatten und erst 1646 wieder heimgehen konnten, gab ihnen der Abt sowohl 27 Pistolen in Bargeld als auch ein Pferd im Werte von 8 bis 9 Pistolen mit, und zwar „geschenkweise“. 1660 bezahlte er in Neuveville an den bischöflichen Kommandanten Rittmeister Gluz 5 Pistolen und 20 Bagen für zwei Pferde, die dieser in der „Krone“ daselbst eingestallt hatte.

Bemerkenswert ist, daß wohl recht viele spanische Pferde nach Bellelay gekommen sein müssen, was schon aus der mehrfach erwähnten Bezahlung in spanischen Dublonen hervorgeht und andererseits aus dem häufigen Erwähnen „grauer“, d. h. Schimmelpferde im Besitze Bellelays; so behandelt am 23. September 1641 der Schmied von Landeron ein graues Pferd für den Abt in Neuveville, am 8. November 1641 wird ein Tierarzt nach Bellelay zu einem Graupferd berufen usw. Wie die spanischen Schimmel, die nebst den Isabellen, damals in Spanien sehr beliebt waren, aussahen, zeigt uns das Bild des Ministers Don Gaspar de Guzman, vor 1634 gemalt. Daß die Bellelayer Pferdezuucht vor und nachher nichts so Berühmtes war, wie etwa die Einsiedler Zuucht, ergibt auch die Basler Chronik von Christian W u r t i s e n, der in diesen Zeiten vom Kloster Bellelay und Telschberger Tal, pg. 13 (3. Ausgabe, Hoß 83) sagt: „Der gemeine Landmann behilft sich des Diehs

und werden nirgends bessere Käs, dann in diesem Strich gemacht, doch ist das Fleisch nirgends also wohl geschmakt als das in der Eidgenossenschaft fällt. Seind also neben dem Rindvieh ihre Waren, wie auch des Münstertals, so man aus diesem Rivier gen Basel und anderjt wohin führet: Käs, Harz, Bauholz, allerhand Walddrechslerarbeit.“

Don 1772 wurde das Kloster Bellelay im wesentlichen Erziehungsanstalt (Internat auf militärischer Grundlage) für Jünglinge und gelangte als solches rasch in den romanischen Ländern zu Weltruf. Während der 17 Jahre, die es als solches bis zu seiner Auflösung unter der französischen Revolution existierte, hat es aber, wenn es in diesen Zeiten vielleicht auch manchmal edle Pferde beherbergte, keinen nachhaltigen Einfluß auf die Zuucht der Gegend ausüben können. Dieser Einfluß kam ständig vom fürstlichen Stallmeisteramte; er wurde jedoch in den Zeiten der Auflehnung des Volkes gegen den Bischof nicht gewürdigt.



Reiterbildnis von Don Gaspar de Guzman, Graf von Olivarez, Herzog von San Lucar, durch Delazquez oder Martinez del Mazo gemalt um 1633. Schwerer spanischer Schimmelhengst; die gleichen schweren Hengste reitet auch Prinz Baltasar Carlo (1635), Philipp III., König von Spanien und Margarete von Osterreich, seine Gemahlin; alle von Delazquez gemalt, im Museum des Prado in Madrid

Im 17. Jahrhundert beginnt nun auch Frankreich die Einrichtung von Gestüten zu studieren, worauf das «Mémoire pour l'établissement des haras en France» von 1639 sich be-

zieht, in dem in 25 Paragraphen empfohlen wird, die Gestüte in den königlichen Waldungen, Gütern und Klöstern anzulegen und als Zuchtpferde die berühmten Rassen damaliger Zeit vorgeschlagen werden, nämlich: Türken, Berber, Spanier und Schweizer. Colbert hat ja dann zugestimmt und Garfaut mit der Einrichtung von Gestüten beauftragt. Später wollte der Basler Bischof es nachmachen, bekam aber den Rat, es sei ein zu teurer Spaß für sein Ländchen.

Die bäuerliche Pferdezuucht verlangt nunmehr, wie früher die Ritter, nach schweren Pferden, während die Edelherrn die leichten orientalischen Rassen vorziehen.



Interessant sind hierfür die spätern Ausführungen Simon Winters von Adlersflügel, bei dem ein Bauer seine Stute nicht von einem „barbarischen Pferde“ decken lassen will und überlaut weint, er reite die Stute heim, er werde gekraft oder nicht, und selbst beim schwersten und grobsfüßigsten Frieslandler Hengste Winters noch den Kopf zu klein findet, denn gute Pferde sollen „fein dicke Köpfe, starke, dicke Häls und fein grob gefächelt sein, damit sie fein stüff ziehen“. (Stuterey, 1687, 1703, pg. 12.)

Diese Rosse traf man damals in der Schweiz und namentlich im Seelande. Hiervon geben uns nicht nur die Scheibenriffe des Landvogts Wagner, des Landschreibers Sandhauser in Biglen und die Wappenscheibe des Welyt Moser, sondern auch der Fund eines vollständigen Pferdestelettes in Ollon (Waadt) einen Begriff. Dieses Skelett, dessen Studium ich der Freundlichkeit der Herren Konservator Taurer und Tierarzt Massip in Lausanne verdanke, stammt nach meinen Altersbestimmungen aus Bodenbeschaffenheit und

Kollagengehalt der Knochen aus Anfang oder Mitte des 17. Jahrhunderts. Es ist ein zirka 4-jähriger Hengst, der mit abgeseigten Hinterbeinen verlorcht wurde. Bei einer Schädellänge von 54,5 cm, die einer Kopflänge von zirka 58 cm lebend entspricht, war das Pferd zirka 145 cm hoch und gehörte der kleinen Seeländerrasse an, die nach den damaligen Angaben in der Waadt und Freiburg sich verbreitete. Femur und Tibia sind relativ kurz, wie auch der Metatarsus, Humerus ebenfalls kurz, Radius länger, Röhreine aber auffallend kurz und dick. Der Längenbreitenindex derselben ist 14,6, während er beim Ritterpferde von Gmülden nur 12,5 und beim La Tène-Pferde gar bloß 10,1 betrug. Das Pferd von Ollon ist also das kurz- und dickfüßigste Pferd, dessen Knochen je aus älteren Zeiten in der Schweiz gefunden worden sind, weshalb ich es Rittmeyer zur Publikation als ältesten Vertreter des Schrittperdes in der Schweiz überließ.

Die Pferdezücht der Schweiz nahm jetzt gewaltige Ausdehnung an, denn der 30-jährige Krieg führte ihr als Käufer nunmehr nicht nur Italien, sondern auch Frankreich zu.

Im Nieder- und Obersimmental bringt das Landrecht Verbote, daß niemand „frömbd ausländisch Viech und Roß auf die Berge treiben dürfe bei 20 Pfund Buße“, und 1680 sagt Steiner, daß Roß und Rindvieh jährlich für „groß Geld außer Landes von Bern fortgehe“. Namentlich die Oberländer brachten „vil schöne Pferd“ wöchentlich auf den Markt nach Bern. Italien beginnt aber die Pferde weniger zu Kriegszwecken als zu bürgerlichen Nutzwecken, landwirtschaftliche Arbeiten und Fuhrwesen, zu importieren, seitdem in diesem Jahrhundert durch die Lehren der Belagerung von Neapel in Italien hunderte von Gefüßten leichter Pferdeschläge entstanden sind und nur noch schwere Pferde für den Zug und die Maultierzucht gebraucht werden.

Für den Absatz nach Frankreich zitiere ich hier nicht bloß Bern, sondern auch Solothurn, von dem Haffner (Schau-

platz 1666, pg. 318/19) sagt: „So zeuget das Land sonderlich der Buchenberg, Kriegstetten, Salfenstein, auff den Alpen und Thal / item das Gôw / usw. schöne große starke Pferd / so zum reiten und ziehen tauglich und werden zu Anfang des Frühlings / von Franzosen und Burgundern in zimbllicher Mänge erhandelt und auß den Land geführt: daherhero etliche Jahrmarkt zu Solothurn / wegen des Pferdes und Viehe Kauffs sehr berühmt.“



P. van Hillegaert. Die Prinzen Friedrich Heinrich (links) und Moriz von Oranien (auf dem Schimmel) zur Zeit der niederländischen Befreiungskämpfe von der spanischen Herrschaft (bis 1648). Schwere Pferde gemischt spanisch-niederländischen Blutes, gleich dem des Herzogs Olivarez. Dies ist also das Pferd, das in dem Bistum Basel jener Zeit aus der spanischen Freigrasschaft importiert wurde

schaft an Spanien gefallene Freigrasschaft erobert und sie und auch das Bistum Basel noch besetzt hielt, nachdem 1678 im Frieden von Nymwegen die Freigrasschaft zu Frankreich geschlagen worden war.

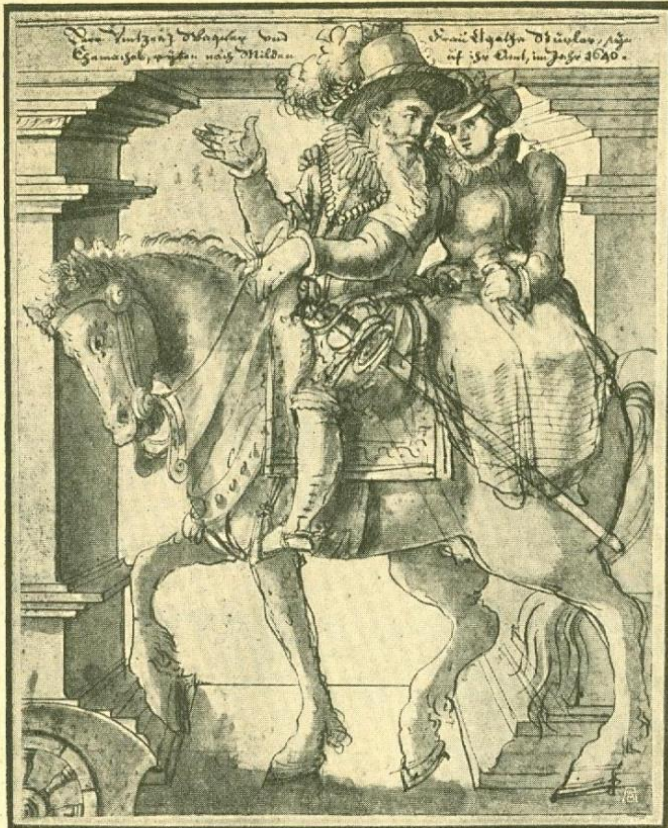
Deshalb lautet ein Bericht vom 10. März 1701 aus dem Bistum: „daß die Pferde überaus teuer seien, weil die Officiers du Roi sie überall als Remonten nehmen. Man verkaufe achtjährige Stuten von gutem Wuchs und gutem Zustand für 20 Louisdors, à 9 Pfund das Stück, also zu 180 Pfund. Auch die andern Haustiere seien teuer.“

Darum kann es uns nicht wundern, wenn 1705, 7. Januar, die bernische Regierung den Unterhandel mit Pferden bei hoher Buße untersagt, „wodurch der Pferdehandel gleichsam zu einem Grämpel gemacht werde, an dem jeder etwas gewinnen und dem Landmann die Pferde zu einem allzu geringen Preis gleichsam abgerungen werden.“

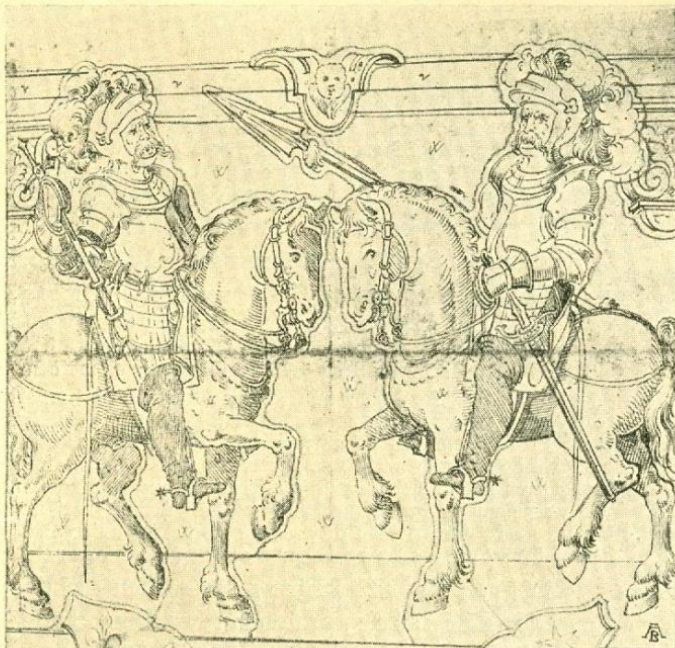
Darum faßt Schultheiß und Rat ins Auge, „durch Import frömbder und schöner Hengste wiederum eine schöne Pferdezücht in hiesigem Lande aufzurichten, damit der Verkauf der Pferde dadurch facilitiert werden möchte, indem sonst das ganze Land in diesem sonst so erfreulichen und erwünschten Friedenszeiten zu größtem Jammer und Armut verfallen dürfte, weil durch kein Mittel mehr Geld in unser Land gebracht worden, als durch den Verkauf der Pferde.“

Wohlweislich wird dieser neue Gedanke einige Jahre bis 1713 überlegt und dann der Pferdezüchtkommission, Herrn von Erlach und Mitkommittierten, mitgeteilt, daß man „gleich der Kommission das gedeyliche Mittel zur Pflanzung einer schönen





Ratsherr Vinzenz Wagner, Hauptmann im Berner Regiment, reitet 1640 als Landvogt in Milden (Moudon) einen schweren, hohen Seeländer Hengst, Willisburger (Avencher) Zucht. Wagner wurde 1650 Gefandter nach Frankreich; Mitglied des Kleinen Rates; Denner; im Bauernkrieg: Oberkommandant von Bern und Geheimer Kriegstat, 1655 Oberkommandant der Waadt. Scheibenriß, Sammlung Wyß, Historisches Museum, Bern



Scheibenriß der zwei Kriegstameraden Michel Sandhuser, Landschreiber und Hans Dellenbach, Wirt zu Biglen. Emmentaler Pferde der später bekannt gewordenen Bigler Zucht. Nur etwa 1,45 m hoch, kurz und kräftig. Sammlung Wyß, Histor. Museum, Bern

Pferdezucht gefunden habe, nämlich schöne dänische, oldenburgische oder hannoversche Springhengste allharto führen zu lassen“.

Die Frage der großen Ausgabe war aber etwas tizelig, und deshalb kam man zu der Auffassung, die Sache „Entrepreneuren“ zu übergeben und wählte als solche Dragonerleutnant David Lerber von Heimenhausen und etwas später noch den Amtschaffner Adam Kähr von Ruederswil samt seinem rührigen Schwager Hans Oberli, Pintenwirt daselbst. Die Anforderungen an die Hengste selbst waren: „einfarbig schwarze oder kastanienbraune Tiere, mit weißem Stirnfeld, ohne falsche Haare, wenigstens rechter Reiterhöhe, absonderlich fein von Kopf und Hals, wohl gewachsen, ohne Mängel an Augen und Füßen, schöne gevierte Leiber und wohl geschenkelte, von guter Aktion und geradem Gange.“

Am 9. Februar 1715 erhält Lerber ein Patent und eine Patzempfehlung, wonach er „für Unsern Marchstall 12—18 teutsche Hengste zu kaufen den Obrigkeitlichen Befehl erhalten habe“. Es wird mit ihm vereinbart, daß er die Hengste auf seine Kosten kaufen müsse und hierher nach Bern einer Kommission zur Auswahl vorzustellen habe, er müsse die Hengste auch auf eigene Kosten füttern und halten, bekomme aber hierfür pro Hengst und pro Jahr 40 Taler vom Staate und werde außerdem privilegierter Hengsthälter für die Bezirke Konolfingen, Seftigen, Sterneberg und Oberland. Er dürfe aber nur 1 Taler Springgeld verlangen, wobei die Stute dreimal gedeckt werden könne, es gleich sei „ob sie lade oder nit“. Der gleiche „Verglich“ wurde dann auch mit Kähr und Oberli für die Ämter Trachselwald, Sumiswald, Brandis, Signau und Burgdorf gemacht. Darüber ist Lerber ungehalten, weil diese den mehr Einnahmen versprechenden Teil hätten, und es wird ihm dann gestattet, das Springgeld auf 1½ Taler zu erhöhen. In ganz kurzer Zeit, die eine Reise in die Zuchtgebiete zu damaliger Zeit ausschließt, bringt Lerber schon 22 Hengste nach Bern, die passiert werden. Kähr und Oberli bringen 25, von denen nur 16 akzeptiert wurden. Die Hengste wären nun wohl da, aber die Bauern ließen ihre Stuten nicht bei ihnen decken, darum klagt Lerber, daß er betrogen worden sei vom Staate und er gehe des Kapitals und der Kapitalzinsen und Springgelder verlustig. (10. Febr. 1717.) Daraufhin rafft sich die Regierung am 15. April 1717 zu einem energischen Mandate auf und bestimmt, über die Verstocktheit der Bauern flagend, obwohl man zwar schöne hierländische Springhengste und die Zuführung schlechter Stuten zu den Hengsten nicht völlig hinterhalten werden könne, so müsse doch jeder 30 Pfund Buße zahlen, der einheimische Hengste aufstelle, sofern diese nicht vom Amtmanne zugelassen, und für eine schöne Pferdezucht durch beeidigte Schätzer geeignet befunden worden seien. Ferner, weil nichts mehr Geld ins Land bringe als gute Pferdezucht, sei es bei Strafe der Konfiskation der Pferde verboten, Sohlen unter drei Jahre Alter ins Ausland oder in benachbarte eidgenössische Orte zu verkaufen. Damit alle Pferde, die aus der Paarung mit fremden Hengsten entstünden, zu erkennen seien, sei ihnen mittelst eines Brenneisens links hinten ob dem Schenkel oder ob der Laffen der Buchstabe „B“ einzubrennen, bei Buße von 30 Pfd. Es wird gleichzeitig allen Zollämtern mitgeteilt, daß keine Pferde unter drei Jahren mit „B“ aus dem Lande gelassen, sondern beim Versuche konfisziert werden sollen.

Es war nun die Frage wichtig, ob man große oder mittelgroße Pferde züchten solle. Die militärischen Autoritäten waren darüber ganz uneins. So sagt 1702 Oberstleutnant von Goumoëns: „Die meisten Gemeinden (von denen jede je einen oder mehr Dragoner zu stellen hatte) bilden sich ein, daß ein kleines Pferd für einen Dragoner genüge.“ Das sei aber falsch, weil der Dragoner einen Fußsoldaten auf die Kruppe seines Pferdes zu nehmen habe. Er



habe nur wenige Pferde bei seinen Inspektionen gefunden, die hierzu geeignet wären, außerdem seien zahlreiche Dragoner auf säugenden Stuten gekommen. 1712 wird bei der Cuirassier-Inspektion im Waadtland die Hälfte der Pferde als gut und groß, die andere Hälfte als zu klein und Ausschuhware bezeichnet. Das Gutachten vom Jahre 1713 betont aber, daß Dragoner nur starke und kräftige Pferde mittlerer Größe reiten sollen, denn wenn sie zu groß seien, so können sie selten die Anstrengungen ertragen, und in den Bergen der Schweiz könne man sie dann gar nicht benutzen, aber sie dürfen auch nicht zu klein sein. Darauf kam dann der wohlweise Rat zum Urteil: „Allerdings wäre es sehr zu wünschen, daß die Dragonerpferde mittelmäßiger Größe wären, deswegen wird der Herr von Froideville trachten, solches durch fründliche Insinuationen und ganz sachte zu bewürken.“

Bald stellt sich trotz des Eifers der Kommission, Strafen über Zuwiderhandlungen zu verhängen, heraus, daß es ein Fehler war, den Ämtern zu gestatten, einheimische Hengste anzuerkennen, und so ergeht nach einem zornigen Briefe vom 28. Mai 1717 an Saanen, am 6. Mai 1718 der Erlaß, eigentliche Hengstenschauen abzuhalten, denn es gereiche dem Lande zum Nachteil, daß jeder Amtmann alle hieländische Hengste annehme, indem man ganz ausdrücklich gesagt, daß es sich nur um ganz schöne handeln dürfe, und dabei solle es bleiben und seien die Bauern an die fremden Hengste zu weisen. Am 11. Mai wird nach der Hengstenschau vom 9. Mai bei Kär diesem der Vertrag gekündigt, denn er habe zu alte Hengste vorgestellt. Am 27. Februar wird nun beschlossen, daß von jetzt ab jede Gemeinde wenigstens 1—2 der schönsten „halbfrömbden“ Springhengste aufzustellen habe. Die Halter dieser Hengste seien dann privilegiert und niemand dürfe ihnen Eintrag tun. Das Sprunggeld bleibe bei 1 Taler fixiert. Alle diese Hengste müssen folgende Qualitäten haben: einfarbig, ohne falsche Zeichen, wohl voraus gewachsen. Alle die scheidig und mit einer Blässe bezeichnet und an den vorderen Füßen weiß sind, seien abzuweisen. Vor der Sprungzeit sollen die Hengste „angefüttert“ werden. Alle nicht sich als passend erweisenden sollen im dritten Altersjahre kastriert werden. Nicht alle Gemeinden hatten damals solche passende Hengste aufzustellen.

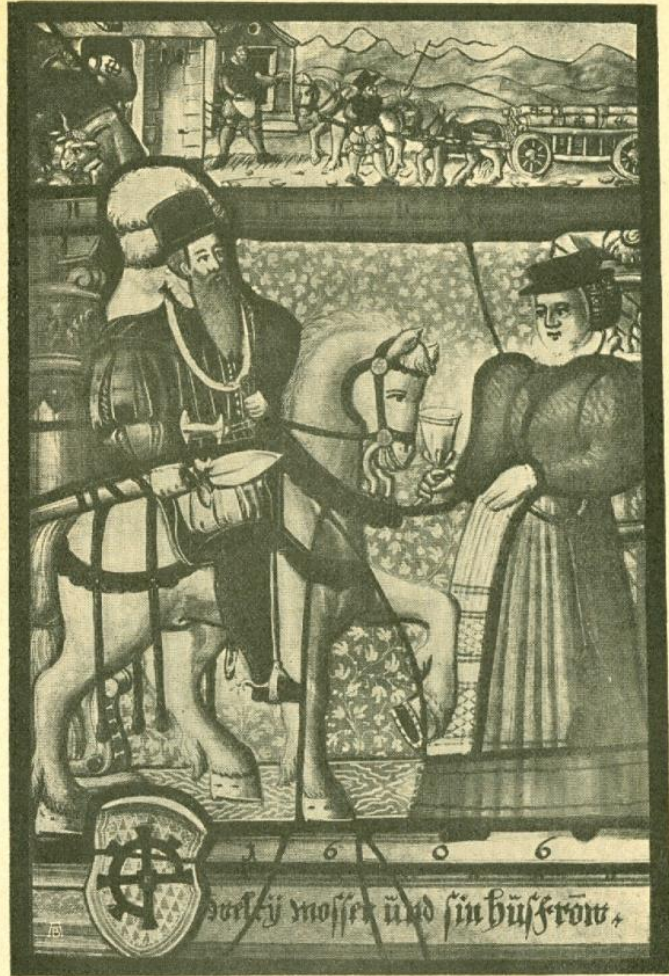
Sie mußten wenigstens 3-jährig sein. Deshalb fand am 21. April 1719 eine Verhandlung mit Burgdorf statt, weil die Bauern dort erklärten, nur 2-jährige Hengstfohlen zu haben, bis endlich ein passendes bei „Großenbacher Vater“ zum Vorschein kam.

Die Leutnant Lerber unterstellten Gemeinden ging das natürlich noch nichts an, denn hier deckten noch 1719 22 Springhengste Lerbers.

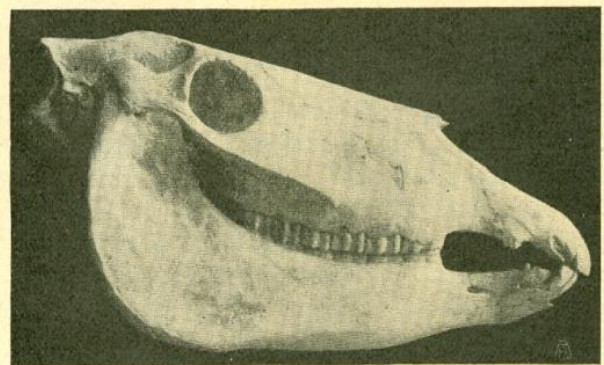
Von Strafen sind folgende als interessant zu melden:

Zuerst wurden von 1723 die Alt-Landvögte, welche zu Pferdezucht-Inspektoren ernannt worden waren, periodisch „saumselig“ gescholten und ihnen befohlen, Strafverzeichnisse einzusenden. Dann wurden Strafen von drei Pfund bis fünf Taler ausgesprochen; dabei aber durchaus nicht pedantisch vorgegangen, so z. B. hatten Peter Wängler und Hans Trachsel in Amsoldingen ihre Stuten bei einem unerlaubten Hengste zugelassen, weil dieser Hengst der schönere als der Bezirkshengst war. Die Pferdezuchtkommission stimmte bei, daß er in der Tat der schönere sei, und weil die Delinquenten ihre Schuld freimütig geoffenbart, wurden sie von jeder Strafe „liberiert“, jedoch hatten sie dem Weibel für seine Anzeige und Mühe je 5, resp. 10 Bagen zu geben.

Nur mit den Fryweibern von Seftigen hatte man Verdruß, und in schärfsten Worten wurde am 21. März 1725 denselben der „sondere Unlieb“ mitgeteilt und alle Hengste auf den 17. April nach Bern befohlen. Es waren dieselben aber so schlecht, daß auf dreizehn nur fünf angenommen



Wappenscheibe des Welyt Mosser 1606. Kleines aber schweres Seeländer Pferd. Oben vor seinem Bauernhof Mosser, der seinen Knecht mit Getreideböden und Tandemgespann eines kleinern und eines größern Pferdes empfängt. Histor. Museum, Bern



Schädel des Pferdes von Olson (Waadt)

Dieser früher fälschlich als „merovingisch“ bezeichnete Fund entspricht einem der kleineren Seeländer Typen, wie ihn Welyt Mosser oder der Burgunder reitet, oder gleich dem Pferde des Landtschreibers Sandhauser. Es war aber nicht so groß wie das Willisburger Pferd von Landvogt Wagner; der Kopf ist schwerer als beim Römer Pferd, aber im Vergleich zu den breiten Röhren durchaus nicht groß und plump





Bernisches Halbblutpferd unter dem Einflusse der Oldenburger-Holsteiner Hengste. Familienheide von Samuel Buchmüller, Dragoner-Leutnant von Langenthal. 1769. Glaskliff. Hist. Museum, Bern

werden konnten und dabei noch zwei provisorisch und zwei im Alter von 2 Jahren. Der beste war ein brauner, großer, ziemlich wohlgewachsener Hengst von 4 Jahren des Hans Fry, Lehenmann in Kirchdorf, die übrigen, mit Signalement genau erwähnt, haben meist die verpönten Abzeichen oder sind zu klein. Darum entschließen sich die Gnädigen Herren zu einem energischen Verfahren. Am 5. Mai 1725 wird angezeigt, daß um ein Exempel zu statuieren, bei der nächsten „Mayenbesetzung“ der Ämter die Sryweibel Hänni und Kunfler aus ihren Ämtern „verleidet“ werden sollen. Am 8. Mai mußten von jeder Gemeinde des Amtes zwei Vertreter nach Bern kommen, daselbst geloben und dies schriftlich bestätigen, daß sie schöne Hengste halten und sich der Pferdezucht widmen wollten.

Dem erwähnten Hans Fry aber „Weilen er mit Haltung eines schönen Sprunghengstes nit nur Kosten erlitten, sondern auch sonstig in Observierung der Ordnung sich sehr fleißig erzeigt, so haben M. G. H. ihme zu Bezeugung dero gnädig Vergnügens ab seinem Aufführen eine Recompense von 30 Kronen (Fr. 108.60 Metallwert) verordnet, aus der Teutsch-Seeckelschreiberei abzufordern.“

Im Emmental läßt sich aber die Regierung durch die Wünsche der Bauern leider sehr ungünstig beeinflussen. Es wurde nämlich „auf Wunsch der Bauern“ verordnet:

Ein Springhengst solle nur bis zum 4. Altersjahre decken und könne dann kastriert werden. Ferner sei das Springgeld von 25 Bazen, wie es im Emmental bis-

her schon statt eines Talers eingeführt worden, nunmehr auf 10 Bazen fürs erste und zweite Pferd, 5 Bazen aber für das dritte Pferd ein und deselben Besitzers zu ermäßigen.

Der Hengsthalter Lerber machte sehr schlechte Geschäfte und suchte noch jahrzehntelang die Regierung um 50.000 Taler Schadenersatz an, mit Prozessen und Bittschriften, bis dann endlich die Regierung den Streit damit beendete, daß sie ihm eine geringe Abfindungssumme bezahlte und ihn vom Leutnant zum Major beförderte!

Im Lerberschen Zuchtgebiete zeigte sich besonders auch das Obersimmental und Saanental wenig zur Pferdezucht geneigt, und es mußte ihnen aufs energischste klar gemacht werden, daß sie wenigstens zwei halbfremde Hengste ankaufen mußten. Schließlich tat dies 1721 Landvogt Theobald von Wattenwyl zu Saanen, und dann begann die Zucht hier mit solchem Erfolge, daß Dragonermajor Samuel Lentulus in seinem Rapporte vom 26. Januar 1756 über die Pferdemonsterung im Oberland sagen konnte: „Die Pferde von Hasli, Grindelwald, Unterseen und Interlaken sind die schlechtesten, die übrigen aber, sonderlich die im Simmental und Amt Saanen, sind in diensttauglichem Stande.“ Aber schon 1779 kam es wieder infolge der Pferdeverkäufe so weit, daß Schultheiß und Rat sich vor die Frage gestellt sahen, die Dragonerkompanie Ober- und Niedersimmental aufzuheben und hier eine unberittene Truppe zu gründen, weil infolge der großen Nachfrage an Pferden im ganzen Tale kein Gebrauchspferd mehr vorhanden sei und nur noch Mutterstuten und einjährige Fohlen. Doch ließ der Rat es nach Ermahnung der Gemeinden auf Grund eines Gutachtens von Landvogt Steiger von Bipp beim alten.

Nachdem endlich auch das Obersimmental zwei halbfrömbde Hengste von Hans Rubi in Oppligen erworben hatte, war die Pferdezuchtkammer in äußerst tätiger Weise bemüht, die Zucht im richtigen Fahrwasser zu erhalten, durch Inspektionen, Anfragen und tägliche Sitzungen. Es häuften sich nunmehr allmählich die Klagen der Bauern und Inspektoren, „daß die Großzahl der neugefallenen Fohlen spindelbeinig werden und die Bauern daher wieder zu den einheimischen Hengsten zurückkehren wollen.“ Das Ausfuhrverbot mußte ebenfalls zunächst teilweise, später ganz aufgehoben werden.

Je mehr die Zucht wieder sank, desto nervöser ward die Kommission und strafe immer härter. Die Strafen wurden jetzt ganz exemplarisch durchgeführt, so z. B. vier Bauern des Junkers von May in Hüningen 1729 aus dem Emmental durch Profossen nach Bern gebracht und in den Käfigturm eingesperrt, während der Junter eine Vermahnung erhielt.

Aber alles vermochte das Sinken der Pferdequalität nicht aufzuhalten, weshalb 1729 die Kommission der Regierung das neue Projekt auf Ankauf von 25—30 frömbden Hengsten in Oldenburg unterbreitete. Die neuen Ausgaben beliebten aber der Regierung nicht, besonders da damals auch mit Lerber



noch nicht abgerechnet war, es wurde laut Ratsmanual das Geschäft mehrfach verschoben und 1732 gänzlich abgelehnt.

Aber schon 1731 gab die Pferdezuchtkammer den Bericht ab, daß ein elender Zustand der Pferdezucht im Lande sei, besonders im Emmental (wo ja die Hengste mit vier Jahren kastriert wurden!) und wenn „Meine Gnädigen Herren und Obern“ nichts tun wollen, so habe der Bestand der „Pferdezuchtkammer“ überhaupt keinen Zweck mehr. Die Regierung war einverstanden und hob die Pferdezuchtkammer bis 1757 auf. Da aber die Pferdenot denn doch zu bedenklich wurde, mußte auf ein Gutachten der kombinierten Teutsch-Setzelmeister, Venner und Reitschulkommission die Kammer wieder errichtet werden, und zu ihrem Präsidenten wurde nunmehr ihr früheres Mitglied der Kommandant der Festung Aarburg, Tillier, später Landvogt von Champvent, ernannt. Ein neuer Ankauf wurde aufs aller sorgfältigste nach Umfrage in allen Ämtern und unter Beratung der Anforderungen beschlossen. Natürlich ging es insollgedessen nicht sehr schnell. Nachdem am 29. April eine Eingabe, am 25. Mai ein Gutachten „beförderlichst“ verlangt wurde, wurde dann ein Jahr darauf, am 1. Februar 1758 beschlossen, die Bauersame durch die Landvögte anfragen zu lassen, worauf dann viele Bauern nach Bern kamen, um ihre Meinung abzugeben. 1759 war man so weit, daß man wußte, was man wollte. Auf Grund der früheren Erfahrungen in der Hochbeinigkeit verlangte man nun Hengste von 157 bis 162,5 em Widerristhöhe, also nur mittelhohe. Sie sollten schon vier bis sechs Jahre alt sein, weil man den Fehler einsah, zwei- und dreijährige Hengste zur Zucht benützt zu haben. In der Farbe wurden auch nur noch zwei bis drei ganz schwarz gewünscht, einige dunkelbraun und ein Paar hellbraune oder Apfelschimmel.

Tillier nahm selbst aufs großartigste die Vorbereitungen zum Hengstenankauf an die Hand. Zuerst wurde dem König von Dänemark, dem Staatengeneral der Niederlande, deren Ministern und Hofbeamten geschrieben, und da Bern keine Orden besaß, silberne Tabatières ausgeteilt. Da gerade Friedrich der Große von Preußen mit Franzosen und Österreichern kriegte, mußte auch ein Paß in Paris für die Pferde geholt werden, damit man über Holland und Frankreich heimreiten könne. Nachdem alles geordnet war, wurde der Herr Tillier sehr ergebene Schaffner Lehmann nach Hamburg und Kopenhagen geschickt mit dem Auftrag, seine Eindrücke brieflich genau wiederzugeben. Das geschah auch, und ich will hier einige der interessantesten Schilderungen aus dieser Korrespondenz veröffentlichen: Hamburg, 11. Oktober 1759. „Wir haben hier Holsteiner und dänische Pferde genug gesehen, aber die Holsteiner haben mir besser gefallen.“ Kopenhagen, 22. Oktober 1759. „Es hat auf dieser wilden und kalten Insel niemanden dergleichen Pferde als der König und auf etwelchen großen Edelhöfen und außer dem was dem König sind, sind nur bei jedem Hofe einer und nicht viel rechts. Es ist uns leid, daß unsere Hohe Kommission auf diese Weise betrogen

worden, jetzt aber, daß wir hier sind, sehen und erfahren wir, daß fast alle die besten Pferd von Jütland hier in diese Insel kommen.“ 6. November 1759. „Wir sollen einen Monat die Insel durchreiten und so sind wir am ersten dieses Monats hieraus und von einem Edelhof zum andern gefahren, da wir aber nichts vernommen und nichts zu sehen getrieget, sind wir wieder nach Kopenhagen gegangen. Wir haben nicht einmal in des Königs seinem Stall einen gesehen, daß wir Lust hätten zu kaufen, die meisten sind gar klein, schlecht von Süßen und gar schmal von Kreuz, von Farb sind sehr wenig schwarze, sondern rot—weiß—grau oder schimmel.“ 15. November von Sühnen. „Schöne Pferde, aber alle zu klein.“ 17. November aus Affens. „Sehr viele Pferde, aber nicht schwarz und in der Größe 3 Zoll zu klein.“ 25. November. „Er habe in Kopenhagen einen ‚Schümmelwallach‘ gekauft, den sie mitführen. Die Pferde seien hier alle zu klein, zu schmal im Kreuz und nicht schwarz. „Wir sind leider voll Anmut und Verdruß und können es fast unmöglich begreifen, wie ein Herr, der von Pferd so wenig weiß wie Herr Roger (der die Vermittlung des Antaus übernahm), einen hohen Stand Bern soviel von Pferden zu schreiben weiß.“ Sie hätten in Slensburg einen ehrlichen Pferdehändler gefunden, der mit ihnen durch ganz Holstein reisen wolle. „Gestern haben wir zwei Hengsten und etliche Stuten angetroffen, ein Hengst ist schwarz, aber gar klein und kurz im Leib, der andere nur 2½ Jahr und ist rot, aber ein Ausbund von einem schönen Pferd, doch können wir denselben wegen Alter und Farb nicht kaufen. Die Stuten, die wir sahen waren schön, aber viel zu klein und zu hoch in den Beinen.“ 7. Dezember, Rendsburg. Wir haben bis dato vier Hengste gekauft und eine schöne Reitstute. 23. Dezember 1759. „Wir haben hier in Jütland und ganz Holstein alles mögliche getan, haben doch nicht mehr als 8, 7 schwarze und einen schwarzbraunen Hengste aufbringen können, die uns gefreut zu kaufen. Keinen haben wir von denen, die wir gesehen und die uns anständig sind gewesen, zurückgelassen. Von hier verreisen wir nach Bremen.“

Aus Oldenburg erfahren wir nun aber, daß Lehmann genau das fand, was er wünschte, und in der kürzesten Zeit hatte er im Oldenburgischen 10 Rapphengste gekauft.

Einer derselben wurde unterwegs krank und blieb in Arnheim (Holland) zurück, kam aber dann später nach und wurde an Jakob Beutler im Buchholterberg abgegeben.

**N**achdem die Hengste in Bern angekommen waren, wurden sie verteilt auf die Dekstationen, die meisten kamen ins Emmental, und zwar alle Holsteiner mit Ausnahme desjenigen, den Herr Landvogt Fischer von Aubonne mit sich ins Waadtland nahm, aber nicht zur Zucht benutzte, sondern sich als Reitpferd kastrieren ließ, weshalb dieser Vogt später angegriffen wurde. Auch ins Amt Auda kam nachher ein oldenburgischer Hengst.

Die Emmentaler Dekstationen waren Signau, Langnau, Sumiswald, Trachselwald und Hasle bei Burgdorf. Die Oldenburger kamen gleichfalls ins Emmental und zwar nach Rüegsau, Signau, Langnau, Rüederswil und Goldbach bei Burgdorf, sodann einer nach Buchholterberg (Amt Thun), einer nach Wichtrad und einer nach Erlenbach. Nach den erhaltenen Belegtabellen wurden von den Bauern hauptsächlich nur die Oldenburger benützt. Alle Hengste wurden nur vier Jahre aufgestellt und erzeugten während dieser Zeit 2145 Sohlen erster Generation.

Merkwürdig sind die gegenüber früher geringen Preise, die Lehmann zahlen mußte. Die Holsteiner kosteten der teuerste 146 Reichstaler zu 32 Baßen, der billigste 78. Mittelpreis 112¼ Reichstaler. Die Oldenburger kosteten 200 Reichstaler der teuerste und 18½ Reichstaler zu 24 Baßen der billigste. Nur 2 kosten über 150 Reichstaler, 3 über 100 und 7 Stück unter 30 alten Dublonen. Der Mittelpreis aller Oldenburger war 150½ Reichstaler zu 24 Baßen.





Bendicht Knuchel, Dragonercorporal von Jiffwil, auf einem Berner Pferd mit Oldenburgerblut. 1769. Glaschliff, Berner histor. Museum



Hauslegen von Hans Affolter, Belpberg, 1785. Mißwagen mit vier kleinen schweren Seeländer Pferden.

Nun machte die recht tüchtige Pferdezucht-kommission bei diesem Versuche den Fehler, die Hengste jedes Jahr die Stationen ändern zu lassen, da Inzucht wie höllisches Feuer gefürchtet wurde, und damit keine Inzestzucht entstehen könne, mußten die alten Hengste im vierten Deckjahre durch ihre „halbfremden“ Nachkommen ersetzt werden. Deshalb begannen dann nach dem Mendelschen Prinzip der spaltenden Vererbung sofort wieder die Klagen über „Hochbeinigheit und Spindelbeinigheit“. Zuerst will dies die Kommission mit Strafen bekämpfen, aber rasch schon schwenkt sie in das System der Prämiiierung über. Zunächst erfolgt 1762 ein zaghafter Versuch der Stutenprämiiierung, dann wurden wegen gutem Erfolg 1765 die Bußeneinnahmen als Prämiiierungsfonds bestimmt. Infolge der sehr guten Resultate beginnt 1784 Prämiienauszahlung auf Staatskosten, die nun bis zur Revolution durchgeführt wurde.

Mit diesen Importen fremder Hengste hatte die Kammer einstweilen genug, denn ein Anerbieten, Normännerpferde nach Zweifsimmen einzuführen, wurde abgelehnt, weil es zu teuer käme, und als Hauptmann Minnig, der in Amerika „großes Gut“ gewonnen, sich anerbote, englische Vollblüter nach Zweifsimmen auf seine Kosten zu importieren, wurde dies auch nicht angenommen, hingegen wurden 1778 und 1779 nochmals zwei Holsteiner Hengste angekauft und in den Emmen-tal-districten Hohstetten, Lüzelslühle und Längen-berg stationiert.

Der Absatz für die Berner Pferde war glänzend, die „Lamparten“, Mailänder und lombardische Händler holten alles zu großen Preisen weg, was an guten Zuchtprodukten vorhanden war, und die bernische Pferdezucht erhielt wieder ein solches Renommee, daß sie allen Ländern als Vorbild dienen mußte. So auch Frankreich:

Dr. König schreibt 1709 in seiner «Georgica helvetica» pg. 699 von den guten Qualitäten der Pferde: „und weil die Qualitäten sich sonderlich herfür tun an unsern schweizerischen Pferden / so ist auch kein Wunder, daß sonderlich Frankreich einen großen Staat mit Schweizerischen Pferden machet; Gestalten sobald es einen Krieg hat / die Mezer und andere Juden auß allerhand Cantonen die Pferde zusammen-tausen. Nicht eben auß einer Politick / damit Frankreich den Pferde Vorrath bey uns mindere (denn wir haben deswegen doch genug), sondern daß es Pferd, die im Krieg dauerhaft / wohl gewachsen und beherzt seyen / haben möge. Einmal ist es gewiß / unsere Schweizerischen Roße sind von beßeren Füßen als andere / können alle Arbeit und viel Ungemach nicht destoweniger dulden; ob sie schon nicht so fleißig gewaschen, gewartet und gepfanzelt werden / wie es die ausländischen Pferde / wann sie dauern sollen / haben wollen. Aber so zu bedauern / wir verderben sie gemeinlich vor der Zeit / weil wir sie nie bis zum sechsten oder siebenten Jahr / ehe man sie braucht anwachsen und erstarken lassen.“



Achtzig Jahre später schreibt ebenfalls noch der Generalinspektor der französischen Gestüte unter Ludwig dem XVI., Esprit Paul de Lafont-Pouloti 1787, „daß die Bauern der Stanche-Comté, Burgund, der Champagne jedes Jahr in der Schweiz eine ungeheure Zahl von Fohlen ankaufen, die sie in ganz Frankreich verbreiten, die dann als Normänner verkauft werden und durch die neuen Verbesserungen der schweizerischen Zucht sehr kräftige und ausdauernde Tiere sind. Besonders liefert der Kanton Bern die meisten und besten.“ (19) Er meint daher, daß Frankreich sich anstrengen sollte, von der Schweiz unabhängig zu werden und ihr die gute Pferdezeitung nachzumachen.

### Selbstverständlich beginnt schon lange das Bistum Basel diese gute Berner Zucht auszunutzen.

Anlässlich der Gerichtsinventare auf Bauernhöfen in den ersten Dezennien des 18. Jahrhunderts überwogen noch schwarze Berner Pferde im Jura, speziell in den Freiberger. So waren 1702 bei Henry Hulin alle Pferde schwarz, 1712 bei Pierre Gréard in Noirmont 6 schwarze, 2 braune Hengste und Stuten und ein graues Fohlen, währenddem im Münstertal und auch in St. Immer die spanischen grauen resp. bloß „clair“ genannten Pferde vorherrschten (Actes notariaux Nicolet 1747—1762. 9.). Doch verschwinden die Rappen bald.

Am 21. Februar 1744 fand in Allschwil „gewissermaßen wie auf einem öffentlichen Markte“ ein so lebhafter Pferdehandel statt, daß dem Bischof darüber Rapport gemacht wurde; es seien viel Juden und Rohhändler aus der Schweiz mit Pferden in großer Anzahl da gewesen, was nämlich in der damaligen Viehpfeßzeit recht gefährlich war. Mit dem was sie nicht im Fürstentum verkauft hätten, seien sie nach Hegenheim ins Elßaß gezogen.

Die blühende Pferdezeitung der Schweiz rief beim Fürstbischof Joseph Wilhelm (Rint von Baldenstein) den Gedanken wach, ein eigenes Gestüt anzulegen. Er ließ sich darüber ein Gutachten vom Sieur Lovet einarbeiten, der von den Ministern Ludwigs des XV. mit der Einrichtung eines Gestütes im Elßaß betraut worden war, das jährlich 36,000 Pfunde kosten und 30 schöne Hengste enthalten sollte. Dieser Sachmann schrieb jedoch, daß „Euer Illustrissime Hoheit ein Gestüt zu teuer kommt und zu viel Zeit braucht!“ „Es sei besser, auf den nächsten 15. November in jedem Dorf einen oder zwei 3<sup>1</sup>/<sub>2</sub>-jährige Hengste aufzustellen, die um 2 Zoll wenigstens höher als die höchsten Stuten des Bezirkes seien, eine schöne Vorhand, trocknen Kopf, schöne Augen, gut geschnittene Kruppe, schöne Beine, breite Sprunggelenke, schöne Füße und gute Hufe besitzen und ohne Fehler sind.“ Die Hengsthalter müssen dann privilegiert sein, damit sie das Sprunggeld dafür einziehen können. Der Fürst hatte ohnehin schon hohe Ausgaben für seinen Marstall. Das „hochfürstliche Stallamt“ kostete allein an Besoldungen 1507 Pfund jährlich, worin der Herr Oberstallmeister von Ze Rhin mit 200 Livres, Unterstallmeister und Bereiter Schwab mit 400 Livres, André Meyer, pensionierter Stallmeister mit 125 Livres, 13 Stallknechte, 1 Sattler, 1 Wagner, 1 Hufschmied u. figurierten. Die einheimischen Pferde befriedigten den Fürsten nicht sehr. Er kaufte dennoch zahlreiche Landespferde auf, namentlich Fohlen, die er dann in seinem Stall erziehen ließ, so z. B. 1749, 16. Sept. laut Quittung des Stallmeisters Schwab „für erkaufte Fohlen bezahlt 19 Louisdors 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Taler = 239 Livres 1/8 d. 1749, 6. Juni „demselben für eine erkaufte Stuth samt dem Fohlen bezahlt 7 neue Louisdors thun 86 Pfd. 6/8 d.“

Deshalb sandte er den Stallmeister Schwab auf Reisen nach der Schweiz und Deutschland. Er brachte zurück „20. März 1749 8 Pferde, samt Reihkosten bezahlt 922 Pfd. 2 Schilling 2<sup>3</sup>/<sub>4</sub> d.“ Es wurde auch getauscht, so „am 28. Nov. 1749 den alten Schimmelwallach gegen einen schwarzbraunen Wallach mit Aufgeld von 46 Pfd. 10 Schilling“. Am 12. Februar 1753 werden auf dem Pferdemarkte zu Dettenheim (in bayrisch Franken) für 3241 Pfd. 4 Schilling: 8 Schimmel für die Karosse des Fürsten gekauft, wahrscheinlich deutscher Herkunft, und dort ebenfalls zwei Reitpferde für 217 Pfd. 6 Schill. 8 d. Die fürstliche Kammer war aber mit den eigenmächtigen Käufen Schwabs nicht einverstanden und macht 1764 „Observationes“, daß der wahren Ordnung gemäß ein Inventarium dieser Pferde nach Gestalt, Farbe und Alter angelegt werden müsse und außerdem keine Pferde ohne Vorwissen der Kammer weggeschafft werden sollten; doch wurde

von Schwab darauf keine Rücksicht genommen. Am 4. März 1754 versuchte der Fürst die Räte des Herrn Louvet nicht mehr bloß in der Ajoie, sondern auch in den Freiberger in Anwendung zu bringen, die seit dem 15. Jahrhundert allmählich urbar und besiedelt wurden und deren noch wenig zahlreichen Pferde etwa seit einem Jahrhundert beliebt geworden. Er schrieb an seinen Landvogt zu Saignelegier: „Weil es an der Zeit, daß die Pferde beschafft werden sollen und wir intentioniert wären, zu diesem Ende 5 unserer Hengste in den Freiberger zu schicken, so hast du uns allvorderst zu berichten, ob genugsam Stuten vorhanden sind und die Hengste genugsam Stallung und Sutter hätten.“

Am 8. März antwortet der Landvogt seinem „Reverendissime, Illustrissime gnädigstem Fürsten und Herrn“, die Bauerntrauen der erwähnten „väterlichen Fürsorge“ nicht und er bitte um Bescheid, was die wirkliche Intention des Hofes sei, hinsichtlich des daraus resultierenden Profites und Erfolges.

Am 11. März antwortet der Bischof, er schicke seinen Stallmeister Schwab hin und seine Intention sei, „daß mit der Zeit eine gute Pferdezeitung in das Land zu gelte und etliche der Unterthanen ihren eigenen Nutzen daraus schaffen mögen und damit eher das Ziel erreicht werde, befehlen wir, daß du sonderbarit darauf achtest, daß keines von dieser Belegung fallende Mutterfüllen aus dem Lande verkauft werde, sondern zu weiterer Züchtung im Lande behalten, jedoch die Hengste nach Belieben verkauft werden dürfen, wohin man will“.

Gerade als dieser Brief abgeschickt wurde, kam ein Schreiben des Landvogts, wonach der Notar Cuénat, der sich bereit erklärt hatte, die Hengste zu halten, in höchster Aufregung zu ihm gekommen sei, um ihm zu erklären, daß die Bauern ihn am Leben bedroht hätten, wenn er die Hengste nähme, er fürchte Böses, da die Leute geschworen, ihre Stuten nie zu den Hengsten des Bischofs zu bringen. Man sehe daraus wieder Tag für Tag mehr den bösen Willen der Bergler. (Es hatten dieselben augenscheinlich den Ausgang des Bauernaufstandes und die Enthauptung und Viertelung des Bauernführers Péquignat noch nicht vergessen.)

Am 17. März bestätigt der Bischof das Schreiben mit der Bemerkung, also sende man keine Hengste, aber die gutwilligen Bauern, die ihre Stuten belegen lassen wollen, könnten dies unten in Pruntrut, die Hengste ständen hier zu ihrer Verfügung. Fürst Joseph starb 1762. An seinen Nachfolger Simon Niffelaus von Montjoie, richtete Jean Henry Nicolas Mochard von Moutiers-Grandval, Pfarrer in Bévillars, ein „Mémoire“ über Landwirtschaft, und Handel des Fürstentumes. Da heißt es Seite 8, „Das Land strohe von ausgezeichneten Wiesen und Weiden, die es ermöglichen würden, nicht nur das nötige Vieh zum eigenen Gebrauche aufzuziehen, sondern was auch mehr ist, noch unsern Nachbarn solches zu liefern.“ „Man gibt jährlich immenje Summen aus dem Lande, um Pferde und besonders Zugochsen zu kaufen, die wir ebenfug aufziehen und ernähren könnten, wie die Bewohner der schweizerischen Kantone, unsere Nachbarn, die uns diese Tiere so teuer verkaufen, indem sie gleichzeitig und mit Recht über unsere geringe Ökonomie spotten.“ Seite 9. Wenn man denke, was alles im Ausland gekauft werde, wundere es einen, daß noch ein paar Sous übrig bleiben „bei dem Handel mit Pferden und Ochsen, die man zum allergrößten Teile in der Schweiz kauft“. Seite 21 Pferdezeitung. In den deutschen Landvogteien ziehe man wenige Pferde auf, man benutze dort nur Ochsen. In den welschen Landvogteien nähere man viel mehr Pferde, so z. B. „in dem Tale von Delémont, der Ajoie, dem Prévôté von Moutier, dem Erguel und selbst hier und da auch in den freien Bergen.“ Die Pferde des Fürstentumes haben alle gewisse Eigenschaften, die sie als besser, denn die der Nachbarländer und speziell der Schweiz erscheinen lassen „sie sind viel sehniger und ertragen besser die Müdigkeit, sind viel weniger Krankheiten unterworfen und besonders denen, die die Blindheit verursachen, sowie die Dämpfungkeit, was sicher besonders verdienen würde, daß man sie den schweizerischen vorziehen sollte, die ihnen nur durch ihren größeren Wuchs überlegen sind.“ Man treibe im Lande auf zweierlei Weise Pferdezeitung:

1. Man halte sehr viele Stuten, aber zwei Drittel der Fohlen werden ins Ausland verkauft (Stanche-Comté), in Folge Mangels an Sutter, um sie zu ernähren (Seite 23.).



2. Die größte Zahl der hiesigen Leute aber halte keine Stuten, sondern kaufe ihre Pferde in der Schweiz und verkaufe sie dann wieder an andere Bauern, die sie genau so anschiemern, wie sie selbst von den Schweizern angeschmiert worden sind, dann aber kehren sie sofort in die Schweiz zurück und kaufen andere Pferde und fahren so mit dem Handel fort, der sie aber nicht zu Geld, sondern zum Ruine bringt.“ Daher ergäben sich in der Pferdezucht folgende Solgerungen:

- „1. Die einheimische Rasse ist zu klein, um daraus rechten Nutzen zu ziehen.
2. Man zieht keine genügende Zahl auf und verkauft die Sohnen zu früh.
3. Sollten wir unser Geld nicht ins Ausland bringen um Pferde zu kaufen, die nicht einmal so gut sind, wie die unserigen.“

Nun bricht bald darauf eine sehr heftige Rokepidemie aus. Seine fürstliche Hoheit befehlen, daß ganz diskret Allerhöchst dero Marstall untersucht werde und bestimmen dazu den Herrn Simon, Schüler der Tierarzneischule in Paris, etabliert in Hirzbach im Elsaß unter Assistenz des Laienfraters Jacques Voirol aus Bellelay, einem ehemaligen Hufschmied, sowie einen dritten Bruder aus Bellelay, der dort Hufschmied war. Nun wird ein genaues Inventar über alle Pferde des fürstlichen Stalles gemacht, davon sind nach Rassen: 5 schwarze Emmentaler, 2 dänische hengste und eine schwarze dänische Stute, 1 holsteiner, 3 Limousins (also französische Reitpferde, die damals sehr beliebt waren), 3 Bayrische, 2 Spanier, 11 deutsche Pferde ohne nähere Bezeichnung und sodann noch 15 Pferde ohne ermittelte Herkunft, 3 B. „la Pallain und la große Palain“, in einem späteren Inventar sogar „la balai“ genannt, was auf den Pinselschweif des Tieres gehen kann, dann „le Preneuf, la Combine, le Daufrey“ und so weiter. Auch einige Sohnen sind da: 4 braune zweijährige, 4 braune und ein schwarzes einjähriges sowie 3 diesjährige, davon 2 braun, eines schwarz.

Überzieht man die Pferde, so sind sie zum meisten ebenfalls schwarz, nämlich 16 Rappen, 12 Dunkelbraune, 2 Hellbraune, nur die Pferde der fürstlichen 6 oder 4spännigen Galatufche sind Apfelschimmel, wie usuell war, mit Reserverpferden dieser Farbe. Als die damals üblichen Besonderheiten sind auch ein „Pfirichblütenschimmel“ und 2 „Wolfsfalbe“ da.

Sürst Simon probierte nun auch ein Inventar alles Viehes in seiner Herrschaft Ajoie machen zu lassen, um die Pferdehaltung zu verbessern. Jede Gemeinde macht ihren Rapport mit Ausnahme von Coeuve, das vor Steuerangst jammert, es habe sowieso zu wenig Heu, es gebe zwar Leute, die 45 Tagwerke beackern und 12 Stück Großvieh hätten, und solche mit 30 Tagwerken, die 8 Pferde und vier Rinder halten, auch solche mit 15 Tagwerken und 4—6 Pferden und Ochsen. Die Ziegen machen aber so vielen Schaden und daher solle man doch alles für die Gemeinde beim alten lassen.

Alle andern antworten ziemlich richtig, woraus sich ein gutes Bild der Pferde- und Viehzucht in der Ajoie um 1771 zusammenstellen läßt. Die Zahl der Pferde überwiegt alle andern Großviehkategorien. Besonders typisch ist ein Muster aus dem Bericht vom Dampfrey

Nicolas Wallat, Wooble hat	7 Pferde	1 Ochs,	1 Kuh,	2 Junge
François Friat	7	1	4	
Nicolas Friat	8	6 Ochsen	1	3 Schafe
Germain Boilat	8	3	und Kuh	7 Junge
	3 Schafe	ic.		

Kühe haben, wie früher schon erwähnt, die meisten Bauern nur eine einzige, aber Pferde und Ochsen eine schwere Menge. Für sieben Gemeinden: Asuel, Bressaucourt, Miécourt, Frégiécourt, Chevenez, Cornol, Courtemaiche finde ich

Pferde,	Ochsen,	Kühe und Kälber,	Jungvieh,	Ziegen,	Schafe
474	637	313	50	360	2147

Manche Gemeinden haben insofgedessen oft mehr als einen Hengst, so Boncourt 1, Buire 3, Courtemaiche 4, Bonfol „2 brauchbare und viele unbrauchbare,“ Courchavon 3, Courtedoux 3, Chevenez 7, Courgenay 2, Cornat 1, Alle 2, Asuel, manche aber gar keinen, wie Damvant, Grandfontaine, Rocour, Réclère, Bressaucourt, Rochedor ic.

Nachdem infolge Sürst Simons Tod der beliebte Sürstbischof S r i e d r i c h von Wangen 1774 auf den Thron gekommen war, versuchte auch er noch einmal einen Anlauf zur Verbesserung der

Pferdezucht im Bistum. Er erläßt an seinen „Geheimerat Conrad de Grandiller“ und den „Grand Baillif und Grandmaire“ der Herrschaft Pruntrut den Befehl vom 19. August 1779. Es sei bekannt, daß der Reichtum der Ajoie in ihrer Pferde- und Viehzucht bestehe, aber es brauche noch viel bis die Leute die nötige Sorgfalt und Intelligenz dazu verwenden und es sei nun festgesetzt, „daß der größte Teil der Gemeinden keine Hengste besitze oder auch keine Zuchtstiere und diese Tiere meist im Ausland gekauft würden, wodurch das Geld exportiert werde, und dabei auch noch oft franke Tiere importiert würden und man besser führe, wenn man selbst sich die Hengste erziehen wollte, wie auch die Stiere.“ Daher soll zunächst ermittelt werden: 1. ob genügend gesorgt werde für Hengste, 2. welches Salär derjenige bekomme, der sie nähere, 3. wenn dieses nicht genüge, wieviel er etwa haben müsse, 4. wieviel die Gemeinde daran zahlen könnte, 5. wenn das Salär genüge, was man dann von den guten Hengsten verlangen müsse nach Alter, Größe usw.

Wie Sürst Friedrich sich mit Pferden und Prunk umgab, sagt uns V a u t r e y, (Histoire des évêques de Bâle, 1884, cap. 37, pg. 401) „Sonntag den 22. Sept. 1776 9 Uhr morgens verließ der Sürst seine Residenzstadt Porrentruy unter Kanonendonner, Bürgerfchaft und Garnison unter Waffen. Das Gefolge Seiner Hoheit war glänzend, 45 Edelherren, alle in Hoffleibern, 13 Offiziere seines Hofes und 100 Diener, von denen 50 in Hofliwree. Neun Karossen zu sechs Pferden, a l l e v o n s e l t e n e r S c h ö n h e i t, drei Karossen zu vier Pferden, ein achtplätiger Wagen sechsspännig, einige Zweispänner für die Offiziere und Diener des Hofstaates, ein großer Soutgong für das Gepäc, ungezählt, dabei die vorgeschickten Wagen mit dem Tafelservice und den Möbeln, die von den Bogenschützen zu Pferd begleitet waren. Die Zahl der Pferde des Zuges war über 150... — Die Marställe, die gewöhnlich 50 Pferde heberbergten, wurden durch den Oberstallmeister Baron von Reichenstein geleitet.“

Zu einem züchterischen Erfolge seiner befohlenen Verbesserungen brachte Friedrich es nicht mehr, da er 1782 starb. Sein Nachfolger Sürst Joseph S i g i s m u n d von Roggenbach war in seinen Maßnahmen unglücklich und unbeliebt. 1791 wurde ihm die bekannte Beschwerde und Klageschrift des Volkes übergeben, worauf er die österreichischen Truppen zu Hilfe rief, die General Custine mit seinen Franzosen vertrieb und den reichsdeutschen Teil des Bistumes besetzte, worauf der Sürst nach Biel und Konstanz floh und starb. 1792 wurde das Bistum als Kaurakische Republik erklärt, aber schon nach einem Jahre Stantreich einverleibt.

Von der Pferdezucht-Entwicklung in der übrigen Schweiz in diesen Zeiten läßt sich folgendes sagen, wenn ich auf die durch R i n g h o l z gemachten Angaben über die Einsiedler Zucht der Kürze halber nicht mehr eintrete. 1778—80 hat sich auch die Pferdezucht in L u z e r n recht schön durch die bernische Nachbarschaft entwickelt, aber auch hier setzten die Verkäufe in bedenkenerer Weise ein. Die Regierung muß 1778 ein Mandat ergehen lassen, „Da die kostbare Pferde zucht in Abgang zu gehen drohe,“ solle ein Verzeichnis aller Hengsten und Stuten mit „Namjung“ von Alter und Eigentümer aufgenommen werden. Darauf gab 1780 der Rat den folgenden Erlaß, „damit die kostbare Pferde zucht nicht in Abgang komme“ und das Land zuletzt nur noch mit schlechten Pferden versehen sei, wird den Bezirksvorstehern empfohlen und angeraten, gegenwärtiges wie nächstes Jahr ihre Stuten bei den schönsten in ihren Bezirken stehenden Hengsten bei 20 Talern Buß springen zu lassen und dem Eigentümer dieses Hengstens für die gewöhnlichen drei Sprünge 1 Taler zu bezahlen. Damit die Zucht umso eher gedeihe, sollen die Geschworenen für gute und schöne Hengste sorgen und solche in ihren Bezirk kaufen und Stuten von diesen springen lassen. —

Von S o l o t h u r n schreibt S ä s i, Joh. Contr. (Staatsbeschreibung II. Bd. Zürich 1765, pg. 661): „Die Pferde zucht ist nicht gering. An verschiedenen Orten werden gute Stutereien unterhalten, aus welchen die Pferde meistens nach Italien und Frankreich verkauft werden.“

Auch im Osten des Landes, im St. G a l l i s c h e n R h e i n t a l e treffen wir ein bezügliches Edikt. Hier war in dem unter glarnerischer, schwyzertischer und zürcherischer Vogtei stehenden Untertanenlande Werdenberg-Sargans-Sax schon längst eine gute Pferde zucht mit Unterstützung der glarnerischen Regierung zustande gekommen. Diese Pferde gingen als Kutsch-, Arbeits-



und Saumpferde nach Italien. Die Zucht war so ausgedehnt, daß 3. B. Pferdezahlungen in Sargans ein ähnliches Zahlenverhältnis wie im Jura, in der Ajoie ergaben, nämlich: in den drei Gemeinden Sarg, Sennwald und Salez, die die zürcherische Grafenschaft Sarg bildeten, waren 1737: 377 Pferde, 1795: 381 Pferde, 1797: 369 Pferde, 89 Fohlen.

Aus Sargans wird zu Anfang des 19. Jahrhunderts berichtet, daß man alljährlich nur aus diesem Bezirke allein 250 Pferde nach Italien verkaufe und ebenso eine bedeutende Anzahl Fohlen an Rheintaler. Diese kaufen solche als Sauger oder 1 Jahr alte Küllen. Die jungen Tiere müssen zwar schon ein wenig arbeiten, würden aber „unstreitig zu gut gepflegt oder gleichsam zu sehr gemästet“. (Zeitung für Landw. u. Gewerbe 1831. 38. 23. Sept.) Die Stutenzahl war eine ziemlich große. Sevelen hatte ca. 90 Zuchtstuten, Wartau-Azmoos über 100, Grabs 70, Buchs 40, Gams 50, Salez 50, Sarg 80, Sennwald 80. Es wurden dort auf diese Weise sehr schöne, große Pferde erzeugt und noch 1831 wird von einer 6jährigen für 15 1/2 Louisdors verkauften Stute gesagt, „der beste Künstler hätte sie nach der Natur oder idealisch nicht vorteilhafter zeichnen können“. In jenen Jahren löste man beim Verkaufe nach Lugano je nach der Qualität 9—15 Louisdors. 1/2-jährige Küllen kosteten 55 Florin im Maximum. Im Rentabilitäts-Vergleiche mit Milchfühen wird betont, daß ein Pferd das 3—4-fache des Futtergeldes wie eine Kuh bezahle.

Die eigentliche Gründung dieser Zucht kam aber durch die glarnerische Regierung 1790 zustande, denn die „Gnädigen Herren und Oberrn des Gemeinlichen Rates des Landes Glarus beschloffen am 20. Oktober 1790 zur Restriktion an den Landvoigt von Werdenberg: „Zu Pflanzung größerer und schönerer Roßzucht“ 1. daß durch beeidigte Geschworene jedes Jahr auf Charfreitag alle „Sohlfülli“ = junge Hengste begutachtet, und ausgezogen werden mögen soviel als man nötig habe. 2. Falls infolge Einflüssen aller Art diese Hengste im Frühjahr darauf nicht schön ausgewachsen, sondern schönere da seien, diese zu wählen seien. Von Neujahr an seien die Hengste zu keiner Arbeit zu brauchen und die Hengstfohlen dürfen nur vom Juni an kastriert werden. 3. Jedes ausgewählte Hengstfohlen erhalte 5 Gulden Prämie und als Sprunggeld von jeder Stute 15 Kreuzer.

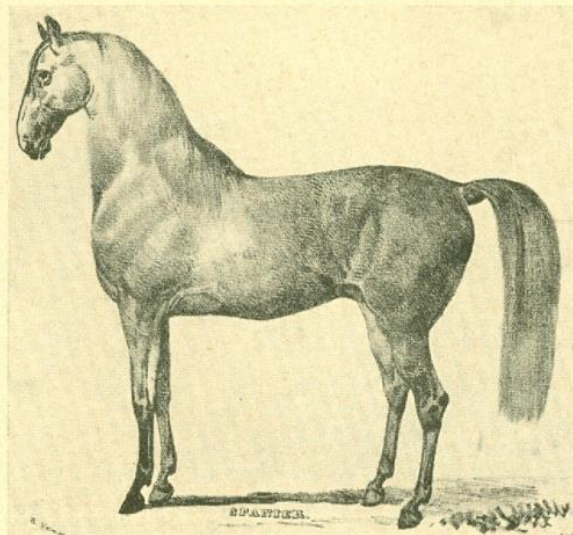
Das war eine der wichtigsten Maßnahmen zur Hebung der Rheintaler Pferdezucht, von dieser wurde dann die Mayensfelder Zucht beeinflusst und die des Bündner Oberländer Pferdchens.

Um dem Wunsche des Verlaages zu entsprechen, mit dem Dezemberheft diese Studien zu beenden, will ich nunmehr bloß noch die weiteren Schicksale der bernischen und jurassischen Zucht verfolgen.

Im Hauptzuchtgebiete von Bern kommen von 1793 an Klagen der Landvögte, wie fürchterlich Pferde im Lande zusammengekauft und wie es von denselben entblüht werde. Daher erlassen Solothurn 9. IX., Bern 4. X., Freiburg 12. X. Verbote der Pferdeausfuhr bis zum Alter von 8 Jahren und für Mutterstuten. Dennoch melden Vogt von Werdt, Aarberg, 28. IX. 93, daß „jeden Tag mehr als 50, 3—4jährige“ ausgeführt würden. Vogt Weiß, Lenzburg, 25. X. sendet das Verzeichnis der Pferdehändler, die das Verbot übertreten. Ott, Schultheiß in Büren a. A., 12. X. sagt, vom Bistum aus werde alles aufgekauft, in Bözingen sei ein Gelddepot von mehr als 100,000 Livres dazu errichtet. Landvoigt Wagner in Landshut schreibt 14. X. „Der Handel nach der französischen Nationalarmee geht stärker als früher, letzte Woche wurden 200 Pferde aus hiesigem Amt nächstlicher Weile fortgebracht. Pferdehändler Struber, der „hübsche Hänjy“ bringe jeden Dienstag 20 aus dem Entlebuch hier durch,“ usw.

Darauf verbietet die Regierung am 10. Dez., weil trotz Mandat bloß über Solothurn in der Woche 800 Pferde ausgeführt würden, jeglichen Pferdehandel außer Landes. Aber nun blüht der Schleichhandel, sodaß verlangt wird, jedes Herumreisen der Pferdehändler im Lande zu verbieten (4. I. 94).

Am 17. I. 94 befiehlt Bern die Zählung aller noch vorhandenen Pferde. Der Bandelier des Prévôté von Moutier-Grandval als mit Bern seit dem 15. Jahrhundert verbürgrechtet, schreibt am 7. I., er hätte das französische Pferddepot in Tavannes aufgehoben, um Bern entgegenzukommen. Am 27. I. verbietet auch Solothurn auf Drängen Berns jeden Pferdehandel im Lande. Jetzt gehen die Pferde über Ste. Croix; der Landvoigt meldet, es seien bis 31. I. 1600 Pferde auf Schleichwegen hier durchgepaßiert. Am 10. II. befiehlt die Kriegskanzlei Bern, je Posten



R. Dolmar, Bern, Zeichnung des spanischen Schimmelhengstes, der in Erlenhach, Ins und Heimenhausen von 1803 an dedte

von 12 Mann aus dem Regiment Wattenwyl nach Mett und an die Sandbrücke; später kommen solche dann an alle Straßen zur Verhütung der Pferdeausfuhr.

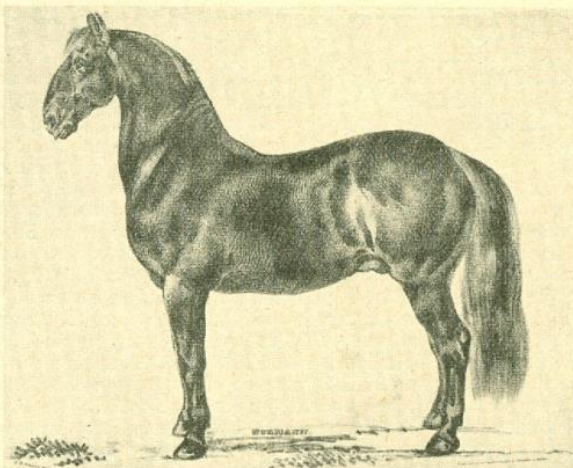
Am 24. Februar 1794 ist die Pferdezahlungen Berns vollbracht. Es sind mindestens 15,000 Stück ausgeführt worden. Es bleiben noch zurück:

Fohlen von 1—2 Jahren	8,070 Stück
Mutterstuten tragend und säugend	14,655 „
Gebrauchspferde von 2—8 Jahren	7,929 „
Pferde von über 8 Jahren	5,154 „
Summa	35,788 Stück

Brauchbar seien davon im Maximum nur noch 18,565 Stück.

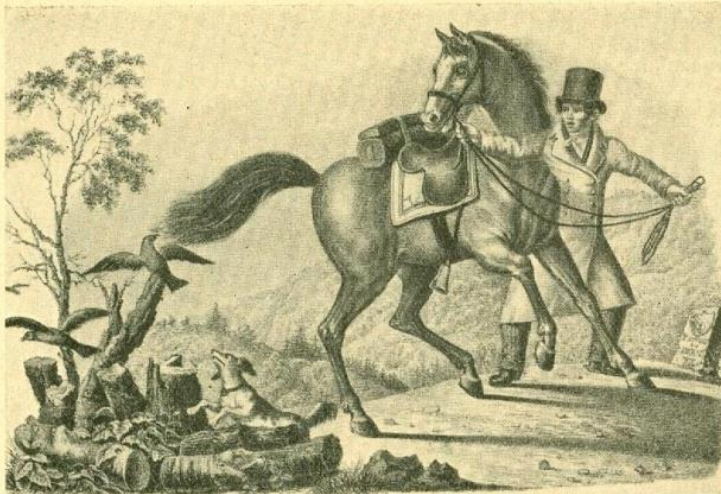
Gewisse Gegenden hatten zwar jetzt noch viele Pferde, wie 3. B. die Landvogtei Trachselwald im Emmental, die nach diesem „Ausverkaufe“ immer noch 1377 Pferde in der Amtszählung von 1796 aufwies.

Die bernische Pferdezuchtammer schließt nun damit ihre Arbeit und sagt zum Schlusse, man habe bisher mehr oder weniger die Meinung vertreten, daß unsere Zucht durch fremde Hengste veredelt werden könne, wie dies andernorts mit Erfolg angewendet worden sei. Man könne aber nach einer hundert-



R. Dolmar, Bern, Bild eines der zu Anfang des 19. Jahrhunderts importierten Normännerhengste, die im alten Kanton und im Jura benutzt wurden





Emmentaler Stute und Geschäftsreisender auf dem Wege nach Bern. Aus Schinz, Naturhistorische Abbildungen 1824, Tafel 145

jährigen Erfahrung heute sagen, daß nicht eine fremde Rasse uns helfen könne, sondern nur Auswahl und Zeichnung der einheimischen Hengste und Stuten, also Reinzucht.

Auch mit dem 19. Jahrhundert ist die Glanzzeit der bernischen Pferdezucht noch nicht vorbei, aber sie nähert sich deutlich ihrem Verfall. Derselbe tritt aber nicht ein, solange noch die Nachfrage nach Schweizer Pferden vorhanden war, und diese hörte erst auf mit der Einführung der Eisenbahnen in den umgebenden Staaten. Dennoch haben die napoleonischen Feldzüge den alten Pferdebestand sehr zerstört, indem alles, was an Gebrauchspferden samt Mutterstuten vorhanden war, bis 1803 verkauft wurde und in den Kriegshändeln drauf ging. Sobald sich der politische Horizont ein wenig geklärt hatte, fingen die Staaten wieder mit der Hebung der Pferdezucht an.

Im Kanton Bern vermochte man in der ersten Zeit nach der Jahreswende 1800 noch nicht viel an Pferdezucht zu denken, denn die Pferdezuchtkammer arbeitete als „Kommission“ erst seit 1804 wieder. Als Konzession an die französische Begeisterung wurden 6 Normännerhengste und 12 Stuten aus Frankreich eingekauft, über deren Ausfuhrerlaubnis nach Bern noch ein eigenhändiges Dekret Napoleons vorliegt. Bei Gelegenheit wurde dann 1803 der spanische Schimmelhengst des Herrn Landammann von Reding in Schwyz angekauft. Der Hengst wurde zuerst in Erlenhof zwei Jahre placiert und am 6. Juni 1805 jagt der Bericht der Kommission, daß er für die Springzeit nach Ins verlegt worden sei, wo die dortige Rasse aus dicken, schweren, niedrigen Pferden bestehe, von welchen vorzüglich Kopf und Hals zu kurz und fehlerhaft sind. Da dieser Hengst aber diese Eigenschaften besonders vollkommen besitzt . . . erwartet man beträchtlichen Nutzen“. Die Meisterhand Volmars hat diesen Hengst im Bilde festgehalten.

Die Produkte der ersten Generation waren noch sehr schön, die Kommission sagt sogar, daß, als der 3 Jahre in Ins stehengelassene Hengst 1809 nach Heimenhausen verbracht wurde, „von den im Seeland erzeugten Sohnen mehrere sehr schön ausgefallen sind“, besonders hätten einige neuenburgische Besitzer in Ins Sohnen erhalten, „die unter die kostbarsten Pferde können gezählt werden“. Dann wurden halbspanische Hengste im Seeland aufgestellt, aber wie wir später hören, ist es dadurch mit den schönen Produkten dort vorbei. Nun hoffte die Kommission Gutes von den Normännern. Außer den anfänglich importierten wurden 1822 nochmals drei Hengste eingeführt. Von diesen stand „Achilles“ in Langnau, „Hector“ in Schwarzenburg (Kalchstetten). Von 1818 bis 1823 wurden dann dreizehn Normännerbastardfüllen im Lande angekauft und aufgestellt. Doch sagt die Kommission schon 1821, die Abstammlinge der Normännerhengste haben nicht den Erwartungen entsprochen, sie wurden beinahe durchgehend sehr hoch auf Beinen und stark, allein mit einigen Ausnahmen zu eng von Brust und fehlerhaft im Gang“.

Diese gleichen Erfahrungen wurden auch im waadtländi-

schen kantonalen Landgestüt „Les Croisettes“ gemacht, von dem Levrat 1831 berichtet (Zeitschrift f. Gestüte, Bern 4. Heft, 76—84), daß die Normänner infolge ihrer zu hohen Statur bei der Paarung mit unsern Landesstuten, die von kleiner Statur seien, im allgemeinen mehr hochbeinige auseinandergezerrte Tiere ergäben.

Schon 1808, 27. Juli, unterbreitet die Kommission der Regierung folgende Ansichtsaussäuerung über die bernische Landes- und alte Kantonszucht, die ich etwas gekürzt wiedergebe:

Man könne im Kanton Bern infolge der so verschiedenen Beschaffenheit unserer Zucht in dieser oder jener Gegend beständig Pferdehändler zum Ankauf bald dieses, bald jenes Schlags; bald verlange man große, bald kleine, bald schwere, bald leichte, bald werden diese, bald jene gesucht. Sände sich nur eine Art im Kanton, so würden die Händler bald ausbleiben und die Anzahl der Käufe vermindert und der Handel geschwächt, ohne daß der Mehrwert an größeren und schöneren Pferden für den Abgang hinlänglicher Erfaß wäre.

Auch die Qualität des Landes widersehe sich einer einheitlichen Rasse!

Im Seeland würden die Emmentaler und Siebentaler bald nicht mehr erkenntlich sein und umgekehrt würden die Seeländer auf den fetten und trockenen Weiden jener Gegenden bald ihre jetzigen Vorzüge und Eigenschaften ebenfalls verlieren.

Es seien jetzt drei Hauptschläge im Kanton: 1. die große Emmentalische Rasse. 2. die Siebentalische, Längenbergische, Schwarzenburgische und leichte oberaargauische Rasse. 3. die kleine, aber „beßte“ Seeländische.

Jeder der genannten drei Hauptschläge sei das Erzeugnis des „dasigen“ Bodens, Klimas, Weide, Sutter und Gebrauches. „Jede dieser Racen in ihrer Art zur größtmöglichen Vollkommenheit zu bringen, ist der Grundsatz, den die Commission angenommen hat.“

1822 war die Zucht doch ganz glänzend im Emmental. „Noch nie sind so viele Stuten und Sohnen von solch gutem Schlag auf den Schauen erschienen, speziell in Biglen.“ Das Oberemmental habe eine ganz „vorzüglich verbesserte Zucht.“ In Lühelflüß aber nehme es schon ab. 1828 geben die Rapporte der Kommission an die Regierung eine sehr wertvolle Schlußfolgerung. Es hat über dreißig Jahre gebraucht, bis diese demokratische Pferdezuchtkommission auf dem gleichen Standpunkt angelangt war wie die frühere aristokratische Pferdezuchtkammer des alten Bern vor der Revolution. Es heißt nämlich hier: Nachdem die Kommission nun sovieler Jahre Kreuzungsversuche gemacht habe, müsse konstatiert werden, daß die Abstammlinge solch gekreuzter Rassen meistens schon von der ersten, viel mehr aber von der zweiten Generation an gänzlich ausarten und übel ausfallen. Daher sei die Untauglichkeit dieses Kreuzungsverfahrens vollkommen überzeugend, weshalb die Kommission zu dem Verfahren zurückkomme nur inländische, vorzügliche Hengste und Stuten, die im Laufe der Zeit bei den Pferdezeichnungen vorgestellt würden, auszuheben und zur Zuchtzubehalten.

Die Pferdezuchtkommission erzählt ferner: (Juni 1831, pg. 280) „Während der französischen Herrschaft über Italien wurde der größte Teil der im Kt. Bern erzeugten Pferde nach Italien verkauft, allwo selbige sowohl für Luftpferde, Postpferde als auch für Remonten von Chasseurs und Dragonern ihrer Dauerhaftigkeit wegen sehr beliebt waren, die weniger tüchtigen konnten noch als Bauernpferde zum Reisdreschen abgesetzt werden, alles aber Pferde vom Leichtern, oder dem sog. mayländer Schlag.“

Der leichte Absatz von solchen im Verhältnis höheren Preisen verdrängte nach und nach die noch in einigen Teilen des Kantons bestehende große schwere Pferderasse, welche wegen ihres starken Knochenbaues für Schiff- und Brandpferde nach Frankreich abgesetzt wurde.“



Von dieser, als Wiffisburger oder Freiburger Rasse, die sich aus dem schweren Seeländerpferde gebildet hatte, sagt die Pferdezuchtcommission: (pg. 203) „Gleichzeitig wurde dazu geschritten, die sehr knochigen und robusten, aber allzu kleinen Pferde des Jura und des Seelandes durch Paarung mit den größeren Hengsten aus den Freibergen oder der Franche-Comté oder dem größeren Freiburger Schlag zu gesuchter Handelsware, als eigentliche Zugpferde zum Warentransport zu Wasser und zu Lande umzubilden und dieselben mit verbessertem Gangwerk und Vorhand zu anderweitigem Gebrauch auch beliebt zu machen. Diese Zwecke zu erlangen wurden hauptsächlich die Prämien für Hengstfohlen erteilt, um eine größere Auswahl junger Hengste zu erzielen mit verhältnismäßig niederm Kostenaufwand.“

Hinsichtlich des Schlages aber — und dies war ein grober Fehler, den die Kommission beging — sei derjenige zu fördern der der je weiligen Nachfrage des Auslandes am besten entspreche.

Die Exporte nach diesem Auslande, von dem alles in den Berichten erfüllt ist, waren in der Tat groß. Nicht nur wurden schon ausnahmsweise der königl. sardinisch-savoyischen Regierung bewilligt auf Veranlassung des Ministers Grafen de Vallaire, daß sie ihre Artillerie mit berner Pferden mehrfach remontieren dürfe, (so 1815, 1816 u.) sondern die damaligen Zeitschriften geben an, daß im Winter 1830/31 bloß aus dem alten Kanton Bern 9—10,000 Pferde zur Berittenmachung der französischen Gendarmerie und für den französischen Train auf gekauft wurden und dabei war im Kanton Bern samt Jura laut Zählung von 1830 der Pferdebestand schon auf 34,637 Pferde insgesamt gesunken. Davon seien 3. B. aber Anfangs März 1831 nochmals 3000 Stück nach Frankreich speditiert worden.

Wenn man nun bedenkt, daß auch Gazzola (Ippologia, Sirenze 1837) von den Ankäufen der Schweizerpferde daselbe sagt, so braucht man sich nicht zu verwundern, daß in den vierziger Jahren schon nichts recht mehr im Lande war, da die demokratische Regierung eben nicht mehr wie die frühere die Zucht scharf kontrollierte und rasch den Export verbot, Zuchtvorschriften erließ u. Gazzola schreibt: „Der Kanton Bern ist der Teil der Schweiz, wo gegenwärtig die Pferderasse am besten besorgt und verbessert ist. Das schweizerische Pferd ist am besten an die Selbstarbeiten gewöhnt, zu welchem Zwecke Italien diese in großer Menge jedes Jahr kauft und auf diese Weise zu einem schwer erträglichen Tribute gezwungen wird.“ Auch Tommasi Bruschi (Razze cavalline, Siena 1860) sagt, daß die heutigen oberitalienischen Pferde aus Schweizer Blut, mit etwas arabischem und etwas normännischem beständen, und daß schon Toggia in seinem „Trattato delle cavalle“ erwähne, die Fürsten des Hauses Savoyen hätten nur schweizerische Hengste in ihren Gestüthen gehabt, und später französische, sowie erst unter Graf di Roburent dann Araber, Berber, Türken, Spanier u. benutzt worden seien.

Ganz anders verläuft nun die Entwicklung im Süstein um Basel, das nun mit dem Jahre 1793 glücklich Frankreich als „Departement Mont Terrible“ einverleibt, da dies aber sich nicht rentierte, einfach dem Elsaß, „Departement Haut-Rhin“ am 17. II. 1800 angegliedert wurde.

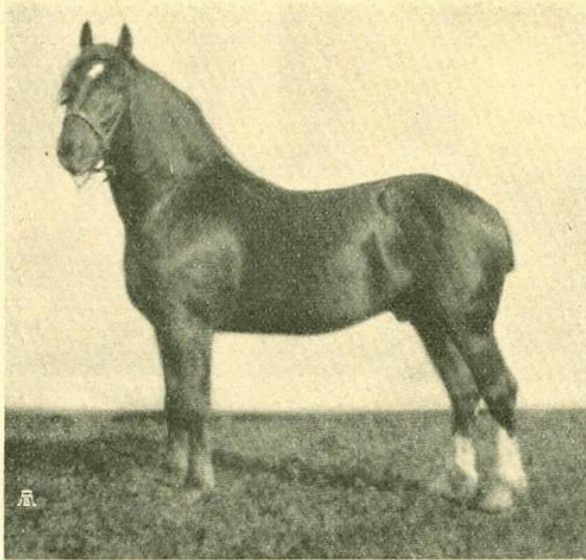
Mit dem Jahre 1809 erst beginnt sich die französische Regierung um die jurassische Pferde zucht zu kümmern. Die lasse 18. Police rurale, Haras Impérial, enthält darüber folgende Originale: Am 10. III. 1810 teilt der Präfekt des Haut Rhin dem Unterpräfekten von Pruntrut mit, daß vier Hengste des Straßburger Depots am 2. April einträfen. Am 7. Juni erkundigt sich der gleiche Herr nach dem Resultate der bisherigen ersten Sprungperioden 1809 und 1810 im Jura. Darauf erwidert der Unterpräfekt am 27. VI. 1811, daß in der Ajoie nur 6 Stuten zugelassen worden seien, 4 in Pruntrut und 2 in Alle. Er fügt bei: „Die Bauern unseres Bezirkes, wo der Pferdeschlag unvergleichlich schöner ist als in den vier andern Bezirken (Colmar, Altkirch, Belfort und Delémont) und 4000 Stuten stehen, wünschen die Sendung anderer Hengste. Man möge ihnen doch solche von brauner Farbe senden, und am besten zwei nach Pruntrut und zwei nach Saignelegier.“ Am 17. März 1812 bittet der Unterpräfekt den Gestiütsdirektor in Straßburg direkt um „braune Hengste mit weißer Mähne“ (ein hippologischer Nonsens, da Kohlfuchs mit weißem Schußhaar, früher oft Schweißfuchs genannt, gemeint ist). Doch war es zu spät, hingegen schreibt der Straßburger Gestiütsdirektor, daß er auf einem normännischen Pferdemarkt (Bernay) passende Hengste für Pruntrut kaufen

wollte und zwar hätte er Pferde der Race Cauchoise und aus der Ebene von St. Silvain (Ebene von Caen, Normandie) im Auge die sehr gut zu den Stuten ihres Bezirkes passen würden.“ Leider aber habe der Minister die Kredite hierzu nicht gewährt. Am 12. VI. 1812 rapportiert der Unterpräfekt von 35 Stuten, die man letztes Jahr zugelassen hätte, seien nur 4 Fohlen gefallen. Außerdem seien viele Stuten in Bure, Courgenay, Miécourt, Charmoille, Bonfol, Beurnevesin, Coeuvre, Courtemaiche u. gedeckt, aber von Fohlen habe er nichts gehört. Der Gestiütsdirektor beklagt sich, daß die Bauern dieser Gegend keinen Geschmack an seinen Hengsten fänden, aber er wiederhole: „Die Bewohner dieser Gegend wünschen sehr, Hengste zu erhalten, aber stärkere und von brauner Farbe.“ 1813 meldet am 4. März schon der Gestiütsdirektor in Straßburg, daß 3 Hengste für Pruntrut und Saignelegier gesandt werden, die am 19. ankämen. Der Unterpräfekt stürzt sich in Kosten und läßt ein Plakat drucken, daß drei „der schönsten und schwersten Hengste des Straßburger Depots eintreffen und bei Bierbrauer Rödel im Saubourg St. Germain in Pruntrut aufgestellt würden. Die Bauern seien eingeladen diese günstige Gelegenheit zu benutzen und die einheimische Rasse zu verbessern, die beginne sich durch die gewöhnlich benutzten Hengste und besonders durch den Mangel an Kreuzung zu verschlechtern.“

Wenn gute Resultate da seien, so würde er Seiner Erzellenz dem Minister Prämiierungen vorschlagen. Die Erfolge, die der Unterpräfekt, der inzwischen gewechselt hat, am 6. August 1813 rapportiert, sind: Der Hengstwärter habe das Kontrollbuch liederlich geführt, der Erfolg sei sehr unter dem, was man erwarten könne, in einem Lande wo es so viele Stuten gebe wie hier, Weiden und Kunstwiesen. Es handle sich daher nicht darum, die Landestrasse nur durch Regierungshengste zu kreuzen, sondern man müsse auch im Lande selbst Zucht Hengste auswählen. „Sie würden weniger von der kleinen Zahl der zugelassenen Stuten erkaunt sein, wenn Sie (es ist auch ein neuer Präfekt) wüßten, daß seit 4 Jahren Regierungshengste hier deden, aber noch nie mehr als 7—8 Fohlen hinterlassen haben, denn sie waren zu alt und ausgenutzt. Aus Sucht wiederum betrogen zu werden, wollten die Bauern ihre Stuten nicht mehr senden. Auch die neuen Hengste haben noch nicht die gewünschte Stärke.“ Die Verbesserung der Zucht seines Bezirkes scheine aber so sicher, daß er sich stark damit beschäftigen wolle.

Doch war dies nicht mehr nötig, denn hier schließt die französische Zuchtleitung, indem im gleichen Jahre die Alliierten durch das Bistum gegen Napoleon zogen und am 27. I. 1814 die Regierung des Barons Andlau-Birsed bis 23. VIII. 1815 begann, an welchem Datum das Bistum dem Kanton Bern angegliedert wurde. Schon am 14. II. 1816 geht das erste Zirkular der bernischen Pferde zuchtcommission an die Oberämter des Jura ab: Weil im alten Kantone der Erfolg der Hengsten- und Stutenzeichnung und Prämierung so günstig sei und „die Verbesserung der Rasse und der Verkauf ins Ausland immer mehr und mehr zunehme und wirklich einen bedeutsamen Erwerbszweig für den Kanton ausmache, so möchte die Kommission auch die neuen Amtsbezirke dieser Segnungen teilhaftig werden lassen, um der Pferde zucht daselbst aufzuhelfen“. Man bitte, damit man richtig vorgehe, um genaue Prüfung der Verhältnisse und Vorschläge. Diese laufen ein, werden verdankt, und besonders aus Delsberg hat Dr. med. Bussignot einen kompetenten, ganz hervorragenden Bericht geschrieben, dem die Kommission ganz nachleben wolle und bittet, man möchte ihr vorschlagen, was dem Verfasser für eine „angemessene Retompens“ zu erteilen sei. Dieser Bericht wurde durch C. von Hochstetter, den bernischen Stallmeister, in einer Denkschrift publiziert, der ich folgendes entnehme: Die Delsberger Pferde seien zu klein und überbaut, mit schwerem Kopf und plumper Kruppe. In der Ajoie sehe man seit der Franzosenherrschaft nichts mehr als kleine Pferde („degradés et avilis“) deren 6—8 nötig seien, um einen Pflug zu ziehen und die man in der Nacht in eine Scheune gleich Schafen einschleife und am folgenden Tage weiden lasse. Heute, unter dem Einflusse der Berner Zucht hätte man hier jedoch schon Pferde von 1,51—1,54 m Höhe. Das Schlimmste sei die „liebliche Zucht und Behandlung“, die im Jura herrsche: 2jährige Tiere würden schon zu schwerer Arbeit gebraucht und dabei würden schon zweijährige Stutfohlen zur Zucht verwendet. Der Hauptfehler sei, daß meist zweijährige Hengstfohlen als Deckhengste figurieren, und daher müsse die bernische Regierung un-





Hengst „Kilo“, Vertreter des schweren Juratyps, Daillant-Familie, von Dublin aus Souris

bedingt folgende Punkte regeln: 1. Naturgemäße Behandlung der Fohlen. 2. Verbot Fohlen vor dem 2. Jahre einzuspannen. 3. Einfuhr guter Zuchthengste. 4. Zeichnungs- und Prämierungssystem. 5. Väterliche und entgegenkommende Regierung.

Die Schauen und Prämierungen beginnen nun mit 1817. Die Kritiken sind sehr interessant. Es seien zirka 4000 Stuten in allen vier Ämtern da, auf den Bergen sei infolge Sutterüberflusses das Pferd schwerer als im Tale, aber der Schlag sei einer Verbesserung sehr bedürftig, denn es fehle an guten Zuchthengsten weit mehr als in den andern Kantonsteilen. Da aber genug gute Zuchstuten vorhanden, so scheine ja der Fall sehr leicht, nicht so wie in manchen Teilen des alten Kantons, wo die Zuchstuten verkauft und daher selten seien. Zu tabeln sei am Jurapferd die zu dicken, schweren und häßlich gebauten Köpfe mit Hängeohren und Settaugen, kurze Hälse, Sentrüden und abschüssigen Kreuzen, wenig sehnige, sondern fleischige Beine mit Fußgallen und mit allen Gebrechen der Gelenke und Hufe, die es gebe; zu loben seien aber der ganz vorzügliche Ansaß der Glieder und die starken Knochen. „Da diese Hauptmängel an den Zuchthengsten dieser Gegenden nachgewiesen werden können, so läßt sich durchaus an keine Verbesserung dieser Pferdeart denken, wenn nicht bessere Vätertiere eingeführt werden.“

Im nächsten Schaurapporte sagt die Kommission, die Zucht sei eben in den letzten Jahren völlig vernachlässigt, indem die französische Regierung mangels an Aufsicht und Aufmunterung alles versäumt habe; die Gegend sei aber zur Pferdezucht wie geschaffen. Es fehlen wirklich nur gute Hengste, denn die Stuten überrufen durch ihren musterhaft starken Bau diejenigen der meisten Gegenden des alten Kantonsteils, und die Pferde eignen sich ganz vorzüglich für Gebirgs Gegenden. Merkwürdig sei aber, daß man hier alle Farben durcheinander habe, nicht schwarz wie in Bern, „es erschien bisher an allen Schauen der letzten zwei Jahre nie ein schwarzes Pferd, sondern alle braun, Kohlfüchse, Schweißfüchse oder Schimmel“. 1819 findet die Kommission „Da in unserem Lande der größte Teil alles Pferde-Verbrauches in Pferden von starkem untersehtem Körperbau besteht, die zu Landarbeit, Artillerie- und Trainbespannung u. dergl. gebraucht werden können, so finden halbfeine Pferde wie jene Normännerasse (die man zur Zucht benutzen wollte) zu wenig Nachfrage. Es dürfte daher ratsam sein, für die Zukunft lediglich die Beibehaltung und Sortpflanzung unserer einheimischen Pferderasse zu bezwecken, als dieselbe durch kostspielige Einföhrung einer fremdartigen Rasse verbessern zu wollen.“ Ferner wird gezeigt, daß die Jurazucht jetzt wieder glänzend gehe, obwohl die Pferde kleiner seien, als die im alten Kantonsteil, aber durch den guten Körper stark und dauerhaft. Der Handel ginge stets nach Frankreich (Grande-Comté) und

ins Fürstentum Neuenburg, wo meist Uhrmacher lebten, die sogar ihre Felder selbst nicht bestellten, sondern von Leuten aus dem Petit-Dal beackern ließen, die sich daher fast zu Berufs-Suhrleuten entwickelten, wie die Bauern der Grande-Comté.

1821 wird ein 5jähriger Halbblut-Normännerhengst (halb Jura halb Normänner) bei Pierre Schaffter in Delsberg aufgestellt, welchem Hengsthalter der Auftrag gegeben wird, die besten Stuten zu notieren, die zugelassen werden, damit unter den Fohlen derselben nachher die Kommission ausfinden und kaufen könne, wenn eines als Hengst geeignet erscheine. Daneben stehen überall einheimische Hengste, die aber der Kommission zur Annahme und Bewertung vorgestellt werden mußten. Nun folgen die Berichte über die Zeichnungen in Delsberg, Saignelégier und Pruntrut. Daraus ergibt sich die ständige Zunahme des Interesses der Bauern an den Zeichnungen und die immer vermehrte Auffuhr, so daß z. B. in Saignelégier der zur Prämierung disponible Kredit nicht mehr reichte, da meist höhere Preise gegeben werden mußten. Hingegen wird immer wiederholt, daß zu wenig Hengstfohlen aufgeführt würden, was daher käme, daß infolge Geldmangels die Züchter schon ganz jung dieselben nach der Freigrasschaft verkaufen. Deshalb sollen vom Halbblutnormänner in Delsberg  $\frac{1}{4}$ blütige Fohlen gekauft werden. Auch im Oberamt Pruntrut nahm die Zucht schon zu, so zählte man 1822 dort bloß 5355 Pferde, 1825: 5852, 1827 jedoch 4225, wovon 94 Hengste über 2 Jahre, 756 Wallache, 2446 Stuten, davon 1515 trächtige und 931 unträchtige, 929 Fohlen.

Die Entwicklung der schweizerischen Zucht ist damit im wesentlichen für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts illustriert. Solange die großen französischen und italienischen Exportgebiete ständig Pferde bedurften, war es leicht, auch die weniger guten Schweizerpferde an den Mann zu bringen und die Zucht florierende. Aber mit der Konkurrenz der schweren französischen Rassen (Percherons) und dann der Eisenbahnen blieben viele Käufer weg, und nichts konnte mehr den Verfall der Zucht aufhalten, da neben dem Fehlen der seit Jahrhunderten gewohnten glänzenden Nachfrage nunmehr wieder ganz bedenkliche Zucht- und Kreuzungsexperimente gemacht wurden. Vom Waadtland ausgehend, hatte sich 1830 eine „Gesellschaft für Verbesserung der schweizerischen Pferde zucht“ gegründet, die mit allen Mitteln entgegen den erwähnten Schlußfolgerungen der bernischen Pferdezuchtkommission für die möglichste Durchkreuzung der einheimischen Rassen eintrat, indem nach der Kreuzungstheorie des damals größten Naturforschers, des französischen Grafen Buffon, das Modell des Schönen und Guten nur durch Mischung erreichbar sei. Prof. Anker, der Vorsitzende der Berner Sektion dieser Gesellschaft, trat in einer Reihe von Vorträgen energisch für Kreuzung der Pferde, wie des Rindviehs ein. Im Gegensatz zu seinem Kollegen Prof. Rydyer, der durch Reinzucht und Prämien zu guten Resultaten kommen wollte, behauptete er in vielen Vorträgen, die im Waadtland ebenfalls Anhang fanden, daß „die wahre Verbesserung der Schweizer Pferde nicht durch einheimische Tiere erfolgen könne, sondern nur durch fremde Pferderassen“. So fanden denn außer dem arabischen Hengste des Herrn de la Rue in Genf, zwei englische Halbblüter, ein Bretonner, ein Percheron, ein Normänner aus dem Cotentin und einer aus dem Pays de Caux ihren Weg nach der Schweiz, alle starken Zugschlages, um 1,70 m hoch. Schließlich drang aber doch nach diesen Jahrzehnten der Bastardierung wieder die Reinzucht durch, doch leider erst, als es zu spät war, und die Eisenbahnen auch in der Schweiz eingerichtet wurden.

Wohl blieben noch bis gegen 1850 die bisherigen Käufer in Frankreich und Italien dem Schweizer Pferde treu, aber durch die Ausdehnung der Eisenbahnnetz ging Jahr für Jahr ein Absatzgebiet nach dem andern verloren und das Interesse bei unsern Bauern schwand, weil sich glücklicherweise gerade in dieser Zeit die Rindviehzucht und ihre Absatzmöglichkeiten verheißend entwickelten.

So rasch wie die Erfolge unserer Pferde zucht ist selten etwas vergessen worden. Man sah nur die verkehrte vielköpfige und vielstimmige Leitung der Zucht, Staat und Private im Widerspruch gegeneinander. Die große Vergangenheit war rasch vergessen und so kann, wenn 1857 noch Jahn (Chronik pg. 320) sagt: „Der Pferdehandel ist sehr beträchtlich und die Emmentalerbauern wissen ihre Pferde nicht nur groß und stark zu ziehen, sondern ihnen auch die Eigenschaften zu geben, daß sie zu jedem Gebrauche abgerichtet und dauerhaft sind, daher auch zu den besten



Schweizerpferden zählen," schon 1862 in der „Schweiz. Bauernzeitung“ (15. März Nr. 11) aus Luzern ein Artikel erscheinen, wo es heißt: „Meines Wissens ist bei uns noch nie und nirgends rationelle Pferdezucht getrieben worden.“ So kurz ist das Gedächtnis und so wenig brauchte damals ein Autor „Über die Hebung der Pferdezucht“ zu wissen!

Wenden wir uns nun den Rassen zu, wie solche von den Autoren geschildert werden.

Schinz, (Naturgeschichte 1824, pg. 302) „Das schweizerische Pferd ist groß, stark, muskulös; der Kopf stark, die Nase stumpf, die Seiten abgerundet; das Kreuz breit; die Beine stark und gut behaart; die Farbe schwarz oder braun. Es sind vorzügliche Wagen- und Kutschpferde, oder für die schwere Kavallerie, wozu sie ins südliche oder östliche Frankreich vorzüglich eingeführt werden. Sie zeichnen sich besonders vor den schwäbischen Pferden aus durch stärkere Knochen, breitere Brust und Kreuz und viel mehr Dauer und Stärke im Zug. Sie laufen zwar weniger leicht als schwäbische und gemeine deutsche, ziehen aber bei weitem schwerere Lasten. Gute Reitpferde sind sie im allgemeinen nicht, sie sind zu schwer. Man hat die Zucht in einigen Kantonen durch spanische Hengste zu verbessern gesucht. Im Kt. Bern, vorzüglich im Emmental, fallen die schönsten gepaarten Kutschpferde, welche oft nach Italien und England wandern. Freiburg hat die stärksten, dauerhaftesten und von kolossalen Formen, welche besonders zum Schiffsziehen an der Rhone gebraucht werden.“

Jthen (Chur 1829, erzählt zuerst (pg. 2), daß nun auch Deutschland in den Kreis der Käufer der schweizer Pferde eingetreten sei, die Pferdezucht aber leider ihre alte Güte infolge der napoleonischen Kriege verloren habe. Früher im 17. Jahrhundert hätte sie allgemein in hohem Rufe gestanden, aber 1800, 01 und 02 seien so viele Pferde in der Schweiz zusammengekauft worden, daß sicher in der ganzen Schweiz nicht 200 von altem gutem Schlage übrig geblieben seien.

Man unterscheide heute vor allem Berner Pferde, die gewöhnlich Rapen oder Braune, selten Schimmel oder Suchsen, nie Scheden seien, von sehr schönem „ins Taillie fallenden Körperbau, sind gut aufgewachsen, haben breite Brust, aus der der Hals in Verbindung mit dem etwas starken Widerrist gut proportioniert hervorkommt, ohne Sped- oder Schwanenhals zu bilden, und sich mit einem mageren kleinen Kopf, der breiten flachen Stirn, hervorstehende feurige Augen, etwas wenig von der sogenannten Ramsnase verbindet; die hintere Kinnlade ist weit und stark, doch nicht fleischig, sondern was man gewöhnlich gute Greifer heißt, ihr Rücken ist gerade mit einem etwas gewölbten Kreuz mit gut angelegter Kruppe, sehr beschlossenen in den Hungergruben, und gerade, gut gebildete Vorder- und Hintergliedmaßen. Ein guter, schöner Huf unterstützt die ziemlich freie Bewegung.

Freiburger und Waadtländer Pferde sind etwas stärker, haben breite Kreuze, etwas abgeschleihte Kruppe, gedrungener Leib, grobe Gliedmaßen, fleischigen Leib, mit starkem Schweife und Mähnen, mit großen Hufen. Sie besitzen sehr viel Ausdauer und Kraft.“

Über diese letzteren Pferde erzählt 1830 v. Hochstetter folgendes: Alle Samstage werde in Lyon ein Pferdemarkt abgehalten, der von der Schweiz mit Freiburgern und Seeländern befahren werde und die Rhoneschiffpferde liefere. Diese seien nur 1,35—1,44 m hoch, mit kleinem Kopf, starkem, wohlgewölbtem Hals, rundem Leib und fleischigem Kreuz, die Glieder stark mit Haaren behängt, aber dünn im Verhältnis zum Körper, mit breiten und flachen Hufen. (Preise damals 800—1200 Fr. 5 Jahre alt.) Wenn die Dampfschiffahrt auf der Rhone und Saône eingeführt werde, dann müsse die Verwendung dieser Pferde fehlen und die Art aussterben. Solche Pferde können nur auf sehr ergiebigen Weiden gedeihen und nur für Schiffszug dienen. Die Post-, Diligence- und anderen Fuhrpferde gehören alle zu derselben, aber doch in Größe und Beleihtheit verschiedenen Rasse. Diese letzteren Pferde liefere die übrige Schweiz und das Granche-Comté, meist hellbraun usw.

Die schweren Zugpferde waren es, die seinerzeit im Kanton Zürich den Herren Prof. Dr. Köchlin und K. Wirth (1831) als Grundlage für eine zürcherische Zucht vorschwebten, sie schreiben Seite 113: „Die großen, schweren Zugpferde sind für unsern Kanton Bedürfnis. Die Berner Pferde werden bis 1,65 hoch, mit kurzem, dickem Körper, starken Schenkeln, brei-

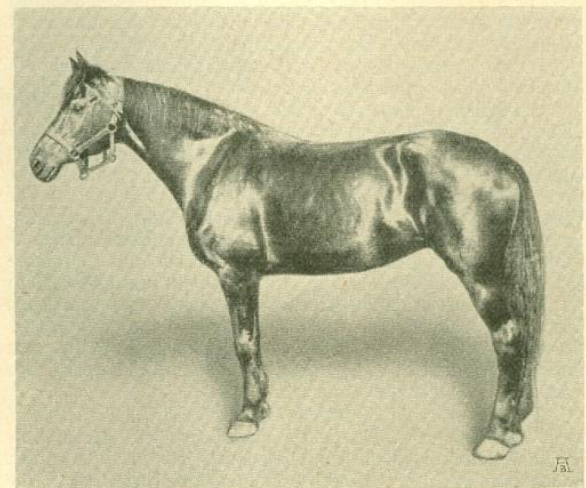


R. Dolmar, Bern. Typus des bernischen Halbblutpferdes aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts, nach Schinz, Naturgeschichte 1840

ter Brust, geradem Rücken, gespaltenem Kreuz. Eine beträchtliche Anzahl derselben wird jedes Frühjahr mit 12—30 Louis d'ors das Stück nach Frankreich verkauft, teils zum Recken der Schiffe, teils zum schweren Fuhrwesen, und es scheint die Dampfschiffahrt und die 40 Fr. Eintrittszoll, die das Stück bezahlt, dem Absatz keinen Eintrag getan zu haben.“

Werfen wir nunmehr noch einen Blick auf die Freigrafenschaft und Frankreich überhaupt, das als Abnehmer der schweizerischen Pferde einen grundlegenden Einfluß auf unsere Zucht ausübte. Von der Freigrafenschaft schreibt 1777 der Gestütsinspektor de Sorno (Arch. nat. II. 724): „Alles ist Karrer (Doiturier) in diesem Lande, es ist selbst die Einnahmequelle der einfachen Privatleute.“ Besonders berühmt waren die „Chieradiens“, die das ganze Jahr von Markt zu Markt bis zum Mittelmeere führen, und denen nach 1787 am 3. März ein Parlamentsedikt in ganz Frankreich das Weiderecht auf allen gemähten Wiesen, Aderbrachland und längs den Straßenträndern zusprach. So sehen wir bis zu dem Momente der Einführung der Eisenbahnen ganz Ostfrankreich von Straßburg bis gegen Toul und abwärts zum Mittelmeer immer von den Fuhrleuten der Granche-Comté mit Schweizerpferden befahren.

R. M u s s e t (L'élevage du cheval en France, Paris, 1917) gibt nach den Angaben von Lullin de Chateauevieux (Paris 1843) ein Kärtchen der Verbreitung des Schweizerpferdes als offizielles Postpferd noch von 1825—1845, worin er den Teil schraffiert ein-



Erlsbacher Mutterstute, eidg. prämiert, mit etwas anglo-normänner Blut, nach Photographie. Ende des 19. Jahrhunderts





R. Koller, Zürich  
 Ölbildnis eines mittelschweren Schweiz. Pferdes aus der Mitte des 19. Jahrhunderts

trägt, den die Zuchtkrise und erwähnten Irrtümer zu Gunsten der Percherons verlieren ließ.

Die Entstehung der schwersten Typen des Schrittpferdes ist enge verknüpft mit der Verbesserung der Straßen und den Vorschriften über die Bepannung. Denn schon von 1724 an häuften sich in Frankreich die Edikte über die Anzahl von Pferden, die an die Wagen gespannt werden durften, damit die Straßen nicht zu sehr abgenutzt würden. Später wurden dann die Radbreiten und die Maximalbelastungen vorgeschrieben und die Folge war, daß sich eine Umwandlung der Pferde entsprechend der Last der schweren meist nur zweiräderigen Karren vollzog, da man nun größere und schwerere Pferde verlangte. Als dann mit den Napoleonischen Zeiten in Frankreich, wie auch in der Schweiz, in Deutschland, Österreich und Italien eigentlich moderne Landstraßen angelegt wurden, die bis dahin nicht oder nur vereinzelt existierten, wie z. B. bei Bern die stolzen Straßen der Umgebung und die Straße Bern-Murgenthal, die von der Weltmachtpolitik des alten Berns zeugen, entstanden erstmals mehr und mehr die Mastformen der heutigen Schrittpferde in Belgien, im Boulonnais und in der Bretagne; der Percheron bleibt noch mehr ein Kürassier- und Postpferd bis gegen 1875. Die nun glatten Straßen ermöglichten schwerere Lasten, und so hören wir, daß bis 6500 kg auf einen Wagen geladen wurden, lange Wagenarten und lange Wagenzüge ständig zirkulierten. Mit dem damaligen Aufkommen des Kunstfutterbaues auch bei uns gelang es besser, die Pferde schwerer zu machen und so sehen wir, daß z. B. in der Franche-Comté mit 1833 die Pferde dicker und durch bessere Nahrung und Kreuzung mit Boulonnais und Percherons sich verändern, sodaß sie sowohl noch als gute Traber und Postpferde von 1,49–1,63 m Höhe, als auch in den Größen von 1,42–1,52 m als schwere langsame Zugpferde vorkommen, und dem Jura Konkurrenz machen. Die Franche-Comté, die bisher ein „pays d'éleveurs“ war und die Sohlen ganz jung im Jura kaufte, verwandelte sich nun in ein „pays de naisseurs“ und ward vom Kanton Bern mehr und mehr unabhängig.

Die Nähe der Freigrasschaft hat seit dem 17. Jahrhundert nach dem 30jährigen Kriege die Zucht des Juraferdes entscheidend beeinflusst, sie ist die Ursache, weshalb wir schon zu den Zeiten der Bischöfe und der bernischen Kommission fast keine Sohlen, namentlich Hengstfohlen mehr im Lande finden. Der Jura und namentlich die Ajoie und die Freiberge waren eben bisher das „pays de naisseurs“, wo die Sohlen geboren, aber als-

bald zu den „éleveurs“, den Aufziehern in die Freigrasschaft verkauft wurden. Die alten Comtoispferde waren klein, 1,50 bis 1,60 m hoch, lang im Kumpfe, mit dünnem Halse, dünnen Beinen, abschüssiger aber breiter Kruppe, schwarz oder braun von Farbe, weniger schön als die Boulogner, jedoch billiger (Gayot, Les chevaux de trait français 1887, 286. Laborde, Chevaux comtois, Argus d. Haras 1843 II, 557).

Bald hören wir auch von Hochstetter, daß „die schweren Müllerpferde für Rhone-Schiffzug und Roulage gänzlich aufgehört haben im Handel. Das ganz südliche und östliche Frankreich liegt in völliger Erstarrung darnieder, die große Krise erwartend, deren Entscheidung aller Augen zugewandt sind.“

Diese Krise war nach der Julirevolution und Thronerhebung Louis Philipps vor dem allgemeinen wirtschaftlichen Aufleben. Da daselbe aber die Ausdehnung des Eisenbahnbaues in allen Ländern brachte, so war es in keiner Weise der Pferdezucht günstig, wie denn die 1865 veranstaltete „Schweizerische Pferdeausstellung“ in Aarau ein betäubendes Bild der einstmaligen hohen Zucht enthüllte. Was nunmehr geschah, ist von zahlreichen Autoren, von denen ich vor allem S. Müller, Martwalder u. Gräub nenne, geschildert worden, sodaß ich meine historische Skizze der bisher unbekanntesten Zeiten hier beenden kann. Nur etwas möchte ich noch hervorheben, um zu zeigen, wie wertvoll es doch ist, Schritt für Schritt durch exaktes Quellenstudium der Entwicklung der Zuchten nachzugehen, das ist zunächst die Bemerkung Prof. Dr. Zangger's (1865. Die Pferdezucht in der Schweiz, I, 7), die Erlerbacher seien spanischer Herkunft, wozu als Erklärung beigefügt wird: „Von den Besitzungen Spaniens, die sich bis ins Wallis erstreckten, konnte leicht ein Einfluß ins Bernerobertland hinüberwirken.“ So entstehen gerade die verschiedenen „Sagen“; denn wir sahen genau, daß die spanische Herkunft der Erlerbacher durch den spanischen Hengst des Marschalls von Reding 1803–1805 und die davon gefallenen halbspanischen Bastarde bewirkt wurde. Ohne Kontrolle war aber selbst ein bedeutender Gelehrter wie Zangger bereit, gleich „uralte spanische Einflüsse vom Wallis her“ anzunehmen, während die spanische Einmischung damals bloß erst sechzig Jahre alt war.

Serner sehen wir aus der Tatsache des vollständigen Verschwindens des alten Wisflisburger-Freiburger Zugschlages, des Erlerbachers und der Veränderung, die die modernen Juraferde aufweisen, daß doch die sogenannte „Stammesgeschichte

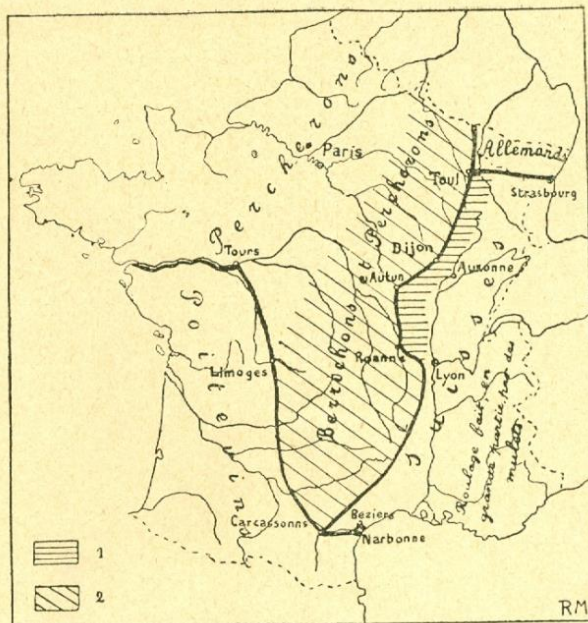


der Haustiere," wenn sie nur prähistorische und älteste Zeiten umfaßt, für die Beurteilung der heute existierenden Rassen nur geringe praktische Bedeutung besitzt, denn jene Rassen können in Gebieten alter Geschichte und Kultur durch fremde, eingeführte, vollständig ersetzt worden sein, es ist daher nötig, die ganze Rassengeschichte aller Zeiten zu verfolgen, bevor ein abgeklärtes Urteil möglich ist.

So stehen wir am Schlusse unseres Ganges durch die Jahrtausende schweizerischer Pferdezucht. Wir haben gesehen, daß die Zucht des Pferdes in der Schweiz weit bedeutender und blühender war als es die Rindviehzucht jemals gewesen. Die Schweiz war eines der berühmtesten Pferdezuchtländer der Welt.

Wenn französische Autoren die Percheronszucht der des englischen Vollblutes zur Seite stellen wollen, so dürfen wir gewiß ohne Irrtum konstatieren, daß das Schweizerpferd mehr als vier Jahrhunderte den Pferdemarkt Südeuropas beherrschte und die Hauptmasse der Arbeits- und Strapazierpferde dieser weiten Gebiete gestellt hat. Ich wüßte nicht, welche Pferdezucht der Erde sich gleiches nachrühmen kann.

Zwar war das Schweizerpferd nie schön im sportlichen Sinne und daher nie von Sportsleuten aller Zeiten umschwärmt wie die Orientalen, die Engländer usw., es war nie ein eigentliches Reitpferd, aber dafür das allgemein verwendete Arbeitspferd des Bauern und der Handelswelt, als noch keine Eisenbahnen existierten, und das Train-, Artillerie- und schwere Kavalleriepferd der Armeen Südeuropas.



René Muffet. Karte Frankreichs mit Angabe der Verbreitung der französischen Postpferde nach Rassen. Die Schraffierung 1 zeigt den Verlust, den die Schweizer Pferde von 1825—1845 durch die Folgen der Durchkreuzungen ihrer Zucht zugunsten der Percherons erlitten

Wenn die vorstehenden Studien dem schweizerischen Pferdefreunde das klar gemacht haben, wie groß und herrlich in den Augen der andern Völker einst die schweizerische Pferdezucht dagestanden hat, und wenn man dies in Zukunft in allen Pferdefragen nicht vergessen, und der großen Traditionen schweizerisch-nationaler Pferdezucht stets gedenken möchte, dann ist der Zweck der vorliegenden Arbeit erfüllt.